Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

Begegnung mit dem Judentum

zeichen
Nr. 3 | Winter 2014

Inhaltsverzeichnis:

3 Editorial von Jutta Weduwen

4-5 Kurznachrichten

ASF-Thema: Begegnung mit dem Judentum

6-9 13 Dinge, die Sie über das Judentum wissen sollten

10-11 Mein Judentum ist privat – Begegnung mit Hermann Simon, Direktor der Stiftung Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum

12 Die Rabbinerin – Die Geschichte einer ungewöhnlichen Rabbinerin und ein Blick in ihre Gemeinde

13 Kleine Schritte, die die Welt bedeuten – als evangelische Pfarrerin in Jerusalem

14-15 Begegnung mit Deutschland – Einblicke in das Programm Germany Close Up

16-17 Was zählt, ist die Menschlichkeit – Yehuda Bacon und die Suche nach dem Guten im Menschen

17-18 Schaut her, so feiern wir unseren Schabbat – Einblicke in ein Sommerlager, in dem gelacht, entdeckt und diskutiert wurden.

19 Antisemitismus: In der Mitte der Gesellschaft – Interview mit Juliane Wetzel, Mitarbeiterin des Berliner Zentrums für Antisemitismusforschung

20-21 Mittendrin – Drei Freiwillige erleben spannende und bewegende Begegnungen mit dem Judentum

Andacht

22 Gehen wohl zwei mitsammen, ohne einander begegnet zu sein?

ASF-Wegbegleiter

23 Edzard Rohland (geb. 1929)

Aktiv mit ASF

24-25 Erfahrungen, Erwartungen, Begegnungen – die Freiwilligen der vergangenen und der neuen Generation berichten über ihren Freiwilligendienst

26-27 Zwei Berichte aus den Sommerlagern 2014: Alte, neue Stadt – Begegnungen in Sarajevo; Hilfe in St. Petersburg.

28 ASF auf Erkundung – bitte nachmachen

28 Buchhinweis: „Ich lasse mein Leben nicht von Auschwitz beherrschen!“

Gutes tun

29 Wirtschaft trägt Verantwortung

ASF vor Ort

30 Meine heilige Nacht in Paris – Wie die Freiwillige Nina Blume Weihnachten ohne ihre Familie verbrachte

31 Termine / Studienreise nach Russland und Belarus 2015 / Sprachkurs in Jerusalem

Impressum:

Mitbegründer: Volker von Törne †
Ausgabe: Nr. 3 Winter 2014, 41. Jahrgang
Auflage: 10.000 Exemplare
Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80, 10117 Berlin
Redaktion: Karl Grünberg, Rebecca Görmann, Johanna Blender, Friederike Schmidt (verantw.)
Telefon: (030) 28395-184
Fax: (030) 28395-135
E-Mail: asf@asf-ev.de
Internet: www.asf-ev.de
Dank an: Ursel Müller

Bildnachweise:

Titelbild: „Herr Rabbiner, nicht so laut.“ Foto: Rafael Herlich, aus „Weiterleben – Weitergeben“, Jüdisches Leben in Deutschland. Vielen herzlichen Dank an den Fotografen für die Erlaubnis, seine Arbeiten in diesem Heft zu verwenden.

Fotos im Heft: ASF-Archiv 3, 4, 5, 17, 18,19, 26, 27, 32; Nils Bornemann 4; Sebastian Bolesch 5; Rafael Herlich 6-9; Karl Grünberg 10; Emdeno9/cc-Lizenz, Flickr 11; Matthias Süßen/cc-Lizenz, Wikipedia 12; Grit Laux 13; Germany Close Up 14-15; Lukas Welz/cc-Lizenz, Wikipedia 16; Daniel Dober, Ronja Abhalter, Lisa Apelt 20-21; Fotografisio/cc-Lizenz Flickr 22; Familie Rohland 23; Michael Bardetti, Louise Przyborowski, Patricia Werries, Laura Stöbener 24-25; Itai Axel Böing 28; Christopher Worthley 29; Nina Blume 30

Gestaltung: FLMH | Labor für Politik und Kommunikation, flmh.de

Förderung: Der Freiwilligendienst von Ronja Abhalter, Lisa Apelt, Michael Bardetti, Nina Blume, Daniel Dober, Louise Przyborowski, Laura Stöbener und Patricia Werries wird durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD, durch das Programm Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligen Dienstes, durch die Ev. Kirche im Rheinland, durch die Stiftung Stephanus sowie durch Service Civique gefördert.

Spendenkonto:
Bank für Sozialwirtschaft
Konto: 31 137 00 - IBAN: DE68 1002 05000003 1137 00
BLZ: 100 205 00 - BIC: BFSWDE33BER

Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben

Jugend in Aktion

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Als die junge Freiwillige Lisa Apelt im vergangenen Jahr in New York von einem Kollegen zum Schabbat-Dinner eingeladen wird, begegnet sie Jüdinnen und Juden der dritten und vierten Generation nach der Schoa. Sie erzählt von der Scheu, die sie vor dem Treffen hatte und von der Berührung durch die Begegnung und das Gespräch.

In diesem Zeichen möchten wir Sie und Euch an unseren Begegnungen mit dem Judentum teilhaben lassen. Freiwillige berichten von ihren Erlebnissen und Erinnerungen aus Wolgograd, New York, Prag und Berlin. Die vielfältigen Facetten jüdischen Lebens scheinen in drei Porträts auf: Hermann Simon kam 1949 zur Welt und wuchs in Ost-Berlin auf. Unter der Überschrift „Mein Judentum ist privat“ beschreibt der heutige Direktor der Stiftung Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum das Leben seiner Familie in der DDR und die sich wandelnde jüdische Gemeinschaft im heutigen Deutschland. Für diesen Wandel steht auch die Oldenburger Rabbinerin Alina Treiger. Die 35-Jährige, die mit 21 Jahren aus der Ukraine nach Deutschland einwanderte, ist die erste in Deutschland ordinierte weibliche Rabbinerin seit 1945. Seit Jahrzehnten besuchen Sühnezeichen-Freiwillige den Auschwitz-Überlebenden Yehuda Bacon in Jerusalem. Er erzählt von den Begegnungen mit Menschen, die Liebe und Vertrauen in ihm säten und von den Versuchen, von seinen Erlebnissen in der Schoa zu erzählen.

Die Begegnung mit dem Judentum ist in Deutschland und anderswo in der Welt leider auch heute noch häufig durch Antisemitismus geprägt. Ein Aufflammen des israelbezogenen Antisemitismus konnten wir in Deutschland im Sommer während der militärischen Auseinandersetzungen zwischen Israel und der Hamas beobachten. Juliane Wetzel, Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung, analysiert aktuelle Formen von Judenhass.

Seit nunmehr einem Jahr ist das Programm Germany Close Up bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste angesiedelt. Jährlich kommen rund 250 junge jüdische US-Amerikaner_innen für zehn Tage nach Deutschland. Liz Foreman berichtet von einem Gespräch mit ihrer 90-jährigen Großmutter und eigenen mulmigen Gefühlen vor der Reise. Hadas Cohen beschreibt ihre ganz besonderen Beobachtungen in Deutschland 69 Jahre nach Ende des Nationalsozialismus.

Gabriele Wulz spricht in ihrer Andacht von einer Jahrtausende alten „Vergegnungsgeschichte“ zwischen Juden und Christen. Im Bewusstsein der Schoa versucht Aktion Sühnezeichen Friedensdienste die achtsame Begegnung. „Denn nur wenn Menschen einander in einem aufmerksamen Wechsel von Nähe und Distanz begegnen, werden sie so miteinander bekannt werden, dass Unterschiede bleiben, Grenzen beachtet und Fremdheit gewahrt bleiben darf.“ Dass diese Begegnungen an vielen Stellen möglich waren und weiterhin sind, dafür sind wir sehr dankbar.

Die Auswirkungen der Kriege in der Ukraine und im Mittleren Osten haben uns im zurückliegenden Jahr sehr beschäftigt. Noch immer sind friedliche Lösungen der Konflikte nicht sichtbar. Hunderttausende Menschen sind auf der Flucht, oft scheitern sie an den Grenzen der EU. Die Ablehnung gegenüber Geflüchteten und Asylbewerber_innen ist nach einer aktuellen Untersuchung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Deutschland bei fast der Hälfte der Bevölkerung besonders ausgeprägt. Das ist beschämend. Für das kommende Jahr wünsche ich uns Frieden und ein offenes Herz im Umgang mit Menschen in der Not.

Wir werden mit unserem Engagement weiter dazu beitragen.

Ich wünsche Ihnen und Euch auch im Namen meiner Kollegin Dagmar Pruin ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest. Gleichzeitig danke ich ganz herzlich für die bisherige treue Begleitung und Unterstützung unserer Arbeit. So möchte ich von Herzen um weitere Spenden bitten. Diese Hilfe zum Jahreswechsel trägt die wichtige Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste bis weit ins neue Jahr hinein.

Herzlichst, Ihre und Eure
Jutta Weduwen

Kundgebung gegen Antisemitismus in Berlin

Unter dem Motto „Wir stehen auf gegen Antisemitismus“ nahmen etwa 100 Freunde und Unterstützer_innen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste am 14. September 2014 an der vom Zentralrat der Juden in Deutschland veranstalteten Kundgebung gegen Antisemitismus am Brandenburger Tor in Berlin teil.

Damit setzten sie mit Tausenden anderen Teilnehmenden ein deutliches Zeichen gegen die antisemitischen Ausschreitungen und Vorfälle der vergangenen Wochen. Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und die BAG K+R hatten ihre Mitglieder, die der Kirchengemeinden und alle Menschen, die sich Antisemitismus entgegenstellen wollen, zur Teilnahme an der Kundgebung aufgerufen, um Solidarität und Zusammengehörigkeit zum Ausdruck zu bringen. Redner_innen waren Angela Merkel (Bundeskanzlerin), Nikolaus Schneider (EKD- Ratsvorsitzender), Kardinal Marx (Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz) und Ronald S. Lauder (Präsident des World Jewish Congress).

Wir danken allen für ihr Kommen und für die vielen positiven Reaktionen aus dem Verein!

ASF-Vorsitzende Elisabeth Raiser und Bundespräsident Joachim Gauck

Bundesverdienstkreuz für Elisabeth Raiser und Stephan Bickhardt

Am 6. Oktober 2014 wurde Elisabeth Raiser, die Vorsitzende von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, für ihr Engagement um die religiöse und kulturelle Verständigung in Europa mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Zu den Ausgezeichneten gehörte außerdem der Markkleeberger Pfarrer Stephan Bickhardt, der eng mit der Sommerlagerarbeit verbunden ist.

Die promovierte Historikerin und Romanistin Dr. Elisabeth Raiser studierte in Hamburg und Tübingen und lehrte unter anderem am Atelier Oecuménique de Théologie in Genf. Von 2001 bis 2007 war sie Mitglied im Vorstand des Präsidiums des Deutschen Evangelischen Kirchentags, an dessen Organisation und Durchführung sie seit über 30 Jahren aktiv beteiligt ist. Im kirchlichen Kontext ist ihr besonders die Ökumene ein wichtiges Anliegen – so amtierte sie 2003 als evangelische Präsidentin des ersten Ökumenischen Kirchentags in Berlin.

Im April 2010 wurde Dr. Elisabeth Raiser zur Vorstandsvorsitzenden der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste gewählt. Seither setzt sie sich mit aller Kraft und Überzeugung für die Ziele der Organisation ein. Nun wurde sie am 6. Oktober von Joachim Gauck für ihr „großes ehrenamtliches Engagement um die religiöse und kulturelle Verständigung in Europa“ mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Auch dem Markkleeberger Pfarrer Stephan Bickhardt wurde für seine „Bestrebungen nach Freiheit und Demokratie in der DDR“ das Bundesverdienstkreuz verliehen. Seit über 35 Jahren engagiert sich Stephan Bickhardt für die Sommerlagerarbeit und war in den Jahren von 1978-89 selbst an der Durchführung zahlreicher Sommerlager in der DDR beteiligt. Auch seine Familie steht Aktion Sühnezeichen Friedensdienste seit Jahrzehnten in Form von ehrenamtlichem Engagement, Sommerlagern und langfristigen Freiwilligendiensten sehr nahe.

28 Sommerlager und ein Preis

„Newcomer“ ist ein passendes Stichwort der Sommerlager 2014, denn von den 28 Sommerlagern dieses Jahres wurden sieben Projekte erstmalig durchgeführt. Dazu zählen unter anderem die Gartenarbeiten am Fort Breendonk in Belgien, die Unterstützung der Jüdischen Gemeinde in Sarajevo bei der Pflege des Friedhofs, die Erhaltungsarbeiten an den Massaker-Gedenkorten im französischen Oradour-sur-Glane sowie in Montemaggio und das deutsch-türkische Jugendsommerlager in Istanbul. Letzteres widmete sich der unterschiedlichen Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in der Türkei und in Deutschland. Ein Ziel für 2015 ist es, an diesen neuen Sommerlager-Orten wieder präsent zu sein.

In insgesamt 16 Ländern nutzten über 350 Freiwillige die Möglichkeit, sich zwei Wochen lang zu engagieren. Sehr erfreulich ist, dass immer mehr Menschen über 40 Jahren auf die Sommerlager aufmerksam werden. Sie unterstützen einerseits die Ü40-Projekte und lassen sich andererseits – wie an der Gedenkstätte in Fürstenberg/Havel – auf einen Dialog quer durch die Generationen von 18 bis 70 Jahren ein.

Eine besondere Auszeichnung erfuhr das inklusive Sommerlager in Bernburg, das als eines von fünf Preisträgern des „mitMensch-Preises für Inklusion“ erhielt. Nun ist ein Film über die Arbeiten an der NS-Euthanasie-Gedenkstätte und auf dem jüdischen Friedhof entstanden, der für die weitere Vernetzungsarbeit im Bereich Inklusion nützlich sein wird.

Nahtlos schließen sich die Planungen für die internationalen Begegnungsprojekte 2015 an. Dann sind, neben traditionsreichen und bewährten Projekten, Sommerlager in Litauen und Griechenland geplant.

Unser Dank für ein bewegtes Sommerlagerjahr gilt allen 56 Teamer_innen, die die Hürden und Freuden der Sommerlagerarbeit (an)genommen haben. Fortsetzung folgt...

Unterstützung für den jüdischen Friedhof in Czernowitz

Eine Reise eröffnet nicht selten neue Perspektiven. So erging es Christa und Olaf Schwencke im Sommer dieses Jahres, als sie durch die Ukraine reisten und dort den jüdischen Friedhof in Czernowitz besuchten. „Hier muss etwas geschehen“, dachten die beiden und stellten kurz entschlossen Aktion Sühnezeichen Friedensdienste 800 Euro für das Sommerlager auf diesem Friedhof zur Verfügung. Das Geld hatten sie anlässlich des Geburtstags von Professor Dr. Olaf Schwencke gesammelt.

Der jüdische Friedhof von Czernowitz ist mit 50.000 Gräbern einer der größten noch erhaltenen jüdischen Friedhöfe Europas, an einigen Plätzen zerstört und zum großen Teil vernachlässigt. Auch dank der Unterstützung konnten nun im vergangenen Juni engagierte Menschen aus Deutschland, Polen und den USA vor Ort Unkraut und Gebüsch entfernen, überwucherte Wege zwischen den Gräbern freilegen und vergessene Inschriften auf den Grabsteinen wiederentdecken.

Radeln für den guten Zweck

Rund 4000 Dollar hat die Benefiz-Fahrradtour zugunsten von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in den USA Ende Oktober eingefahren. Knapp 500 Kilometer legten der Landesbeauftragte Mark McGuigan und die beiden Freiwilligen Linus Jansen und Lukas Knochenhauer auf ihren Rädern von Washington nach Philadelphia zurück und ließen sich dabei weder von Wind und Regen noch von platten Reifen stoppen. Die Werbung für die besondere Aktion lief vor allem über die Webseite, Facebook, Twitter und Helpedia. Außerdem organisierte das USA-Büro Veranstaltungen, auf denen auch für die Radtour geworben wurde. Viele Spenden waren Ausdruck von Sympathie für das gewagte Vorhaben. Die „Tour 4 Action“ motivierte Menschen zu spenden, die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste bisher noch nicht finanziell unterstützt hatten. Die Aktion hat viele begeistert und eine Fortsetzung ist geplant.

13 spannende Dinge,

die Sie über das Judentum wissen sollten.

Warum, weshalb, wieso – wir zeigen Einblicke in die Traditionen und den Glauben des Judentums. Ein ABC für Anfänger ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Dazu illustrieren die Fotos des Fotografen Rafael Herlich, wie das alltägliche Leben in jüdischen Gemeinden in Deutschland aussieht, auf besondere Art und Weise unspektakulär. Und Alexander Hasgall, Yehuda Bacon und Arnon Shaked erzählen, was für sie Judentum bedeutet.

Das Judentum Die Anfänge des Judentums liegen 3500 Jahre zurück. Es ist eine monotheistische Religion, was bedeutet, dass die Menschen nur an einen einzigen Gott glauben. Der Begriff „Judentum" umfasst neben der Religion auch die Tradition, die Philosophie und die Kultur sowie die Gesamtheit der Jüdinnen und Juden.

Jüdische Diaspora Es gibt circa 13 Millionen Jüdinnen und Juden. Davon leben etwa fünf Millionen in Israel. Die anderen acht Millionen leben in der Diaspora. Der Begriff definiert die Zerstreuung einer religiösen oder ethnischen Gruppe. Die jüdische Diaspora begann schon zu biblischer Zeit und hält bis heute an. Obwohl Jüdinnen und Juden über die ganze Welt verstreut sind und sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder den unterschiedlichen lokalen Traditionen anpassen mussten, erneute Vertreibung und Verfolgung erlitten, konnten sie ihre Identität bewahren. Eine große Rolle spielt dabei das Studium der Torah als verbindendes Element über alle nationalen und zeitlichen Grenzen hinweg.

Jüdischer Kalender: Wir schreiben das Jahr 5775 Die jüdische Zeitrechnung beginnt mit der Erschaffung der Welt, die im Jahr 3761 vor der Zeitenwende stattgefunden haben soll. Dafür hat man die in der Bibel beschriebenen Genealogien und Lebensjahre bis auf Adam zurückberechnet. Der jüdische Kalender ist ein Mondkalender. Jede Mondphase

entspricht einem Monat. Normale Jahre bestehen aus zwölf Monaten mit 354 Tagen. Zur Annäherung an das Sonnenjahr wird siebenmal in 19 Jahren ein 13. Schaltmonat eingefügt. Auf Hebräisch ist dieses ein „schwangeres Jahr“.

Pause machen: Der Schabbat der Ruhetag, ist der höchste wöchentliche Feiertag. Von Freitagabend bis Samstagabend darf keine Arbeit verrichtet werden. Der Leitgedanke: Wenn Gott nach sechs Tagen Schöpfung und Arbeit einen Tag Pause macht, dann gönnt er den Menschen das auch. Und in der Tat ist der Ruhetag eine große soziale Errungenschaft, die erst durch das Judentum geschaffen wurde. Der Schabbat ist auch ein Tag der Familie und der Mitmenschen, weil man sich Zeit nehmen und an Sorgen oder Freuden anderer teilhaben kann.

Arbeit ist, was eine Sache in ihrem Wesen verändert. Zu biblischen Zeiten wurde darunter Feuer anzünden und Feldumpflügen verstanden, heute bedeutet es, Licht oder den Computer selbstständig anmachen. Daran ist zu merken, wie im Laufe der Jahrtausende die Regeln und Gebote diskutiert und den Umständen und dem Alltag entsprechend angepasst wurden und werden.

Mit seiner Festlichkeit wird der Schabbat als Vorgeschmack auf die kommende Welt verstanden, wenn Gottes Heim auf Erden errichtet ist. Der Schabbat kann in der Synagoge oder zu Hause gefeiert werden. Ist Letzteres der Fall, kommen alle Familienmitglieder am Freitagabend zusammen. Zuvor wird das Haus gereinigt, Essen vorbereitet, festliche Kleidung angezogen. Kurz vor der Dämmerung zündet die Mutter die zwei Schabbatkerzen an. Danach spricht der Vater das Kiddusch, den Schabbat-Segen, über den mit Wein gefüllten Kiddusch-Becher, trinkt und reicht ihn weiter. Anschließend segnet er das Brot, bestreut ein Stück mit Salz und gibt beides weiter. Dann beginnt das Festmahl. Am Samstagmorgen geht es zum Gottesdienst in die Synagoge. Die abendliche Segnung schließt den Schabbat und trennt ihn vom Rest der Woche.

Das Buch der Bücher: Die Torah Torah bedeutet „Lehre“ und bezeichnet im weitesten Sinne die Lehre des Judentums, im engeren Sinne die fünf Bücher Mose (Pentateuch). In der Torah finden sich die großen biblischen Erzählungen, die Vätergeschichten, die Geschichten von Josef und seinen Brüdern und die vom Auszug aus Ägypten. Gleichzeitig ist die Torah die Hauptquelle jüdischen Rechts und jüdischer Ethik und dient als Wegweiser für das Denken, den Lebenswandel sowie für Beziehungen zwischen Menschen und Gott, Mensch und Mensch.

Die Torah-Rolle ist etwas Besonderes. Sie wird in einem Schrank hinter einem Vorhang aufbewahrt, dem sie beim Gottesdienst feierlich entnommen wird. Sie wird geschützt durch einen Mantel und geschmückt durch ein Schild und Aufsätze. Der Torah-Zeiger erleichtert das Lesen, da die Torah nicht berührt werden soll. Abschnittweise wird aus ihr vorgelesen, im Laufe eines Jahres von Anfang bis Ende.

Die Rollen werden aus Pergament angefertigt und handschriftlich von einem Torah-Schreiber geschrieben. Eine beschädigte Rolle darf nicht einfach weggeworfen werden, sondern wird auf einem Friedhof oder einem besonderen Ort in der Synagoge bestattet.

Der Talmud wird von religiösen Jüdinnen und Juden als eine Säule des Judentums verstanden, in der das Herz der jüdischen Eigenart und das Wesen des jüdischen Volkes liegen. In dem Wort Talmud stecken die Wörter „lernen“ und „lehren“. Im Talmud steht, wie die insgesamt 613 Einzelgebote, befolgt und angewendet werden können.

Der Talmud besteht aus der Mischnah und der Gemarah. In der Mischnah werden die Gebräuche und Lebensarten in sechs Ordnungen bis ins Detail wiedergegeben: die Gebete und Gesetze zur Landwirtschaft, die Vorschriften zu den Fest- und Feiertagen, die Ehe- und Familiengesetzgebung, das Zivil- und Strafrecht, wobei hier auch ethische Frage diskutiert werden, die Vorschrift, was als „geheiligt“ gilt, sowie die Reinheitsgebote. In der Gemarah werden diese Regeln weiter diskutiert. So werden verschiedene Auslegungen über die Jahrhunderte überliefert, auch wenn sie sich nicht durchgesetzt haben.

Was das Judentum für mich bedeutet

„Judentum ist für mich das Band, das mich mit dem jüdischen Hipster in Buenos Aires, dem chassidischen Rabbiner aus Williamsburg/New York und der aus der ehemaligen Sowjetunion stammenden jüdischen Rentnerin in Berlin-Charlottenburg verbindet. Es verpflichtet mich zu erinnern und lässt zugleich die erinnerte Vergangenheit präsent werden. Mit dem Versprechen des Messianischen motiviert es mich zugleich, in die Zukunft zu blicken. In der Gegenwart fordert mich dabei immer wieder heraus, in vielfältigen Identitäten zu denken und zu leben. Identitäten, die sich durchaus widersprechen können. So spricht mich auch als säkular denkender und lebender Mensch das orthodoxe Judentum besonders an – gerade dort, wo es durch das Bestehen auf die Traditionen das moderne, aufgeklärte Denken herausfordert. In diesem Kontext hat gerade die Beschneidungsdebatte gezeigt, dass eine Gesellschaft nur dann offen ist, wenn sie auch Dinge akzeptieren kann, die sie nicht versteht.“

– **Alexander Hasgall,** Historiker und Mitglied des Bundesvorstands des Arbeitskreises jüdischer Sozialdemokrat_innen

Was das Judentum für mich bedeutet

Ob Reformjudentum oder orthodoxes, ob man den Schabbat so oder so feiert, das ist für mich egal. Wichtig ist nur, was es wirklich bedeutet. Wenn ich sage: „Ich glaube an Gott“, muss die nächste Frage lauten: Was ändert es in meinem tagtäglichen Leben? Ist es flach und nichts? Oder geht es tief hinein? So tief, dass ein Ruf, eine Berufung, davon ausgeht.

– **Yehuda Bacon**, israelischer Künstler

Festtage, eine Auswahl

Rosch ha-Schana – Neujahrsfest Das jüdische Jahr beginnt mit Rosch ha-Schana (Kopf des Jahres) am 1. und 2. Tischri (Mitte bis Ende September). An diesem Tag wird der Erschaffung der Welt gedacht. Neujahr ist ein eher stilles Fest, an dem die Gläubigen beten. Morgens wird das Widderhorn (Schofar) geblasen, ein Mahn- und Weckruf des Gewissens.

Sukkot – Laubhüttenfest Es wird im Herbst, nach der Erntesaison, gefeiert. In biblischer Zeit brachten die Bauern zu Sukkot Früchte ihrer Ernte zum Tempel nach Jerusalem, um Gott für die Erträge zu danken. Sukkot gilt auch als Fest der Freude über das Erreichte im Leben. Symbolisch ist die Laubhütte (Sukkah), die zum Sukkot gebaut wird, um darin die Festwoche zu verbringen, Mahlzeiten einzunehmen oder manchmal zu übernachten. Die Menschen sollen daran erinnert werden, dass sie einst nur ein besitzloses Nomadenvolk waren, das in der Wüste lebte und keine Ernte hatte. In diesem Jahr gab es beispielsweise in Berlin eine Laubhütte, in der über 1.000 Leute Platz fanden, dazu Livemusik und ein Kinderprogramm.

Simchat Torah – Das Fest der Torah Freude Zum Abschluss des Laubhüttenfestes am 23. Tischri werden die heiligen Torah-Rollen aus dem Schrank geholt und in einer Prozession siebenmal, auch tanzend, durch die Synagoge getragen. Die Kinder bekommen Süßigkeiten. Gefeiert wird, dass Gott den Juden die heiligen Bücher gegeben hat. Anschließend lesen im Gottesdienst Gemeindemitglieder den Schluss und den Anfang des Pentateuch vor, womit der jährliche Zyklus der Torah-Lesungen neu beginnt.

Chanukkah – Das Fest des Lichts Chanukkah wird auch das Lichterfest genannt und erinnert an die Wiedereinweihung des Zweiten Jüdischen Tempels in Jerusalem, 165 v. d. Zeitenwenden oder im Jahr 3597 nach jüdischer Zeitrechnung. Es findet vom 25. Kislew bis zum 2. Tevet, also im Dezember, statt.

Chanukkah beruht auf einer Legende. Nachdem die hellenistisch orientierten Herrscher Jerusalems vertrieben und die Zeus-Statue aus dem Tempel in Jerusalem entfernt wurde, musste dieser wieder eingeweiht werden. Doch es gab nur noch genügend Öl, um das ewige Licht des siebenarmigen Leuchters – die Menorah – für einen Tag leuchten zu lassen. Dennoch reichte es für acht Tage. Lang genug, bis neues geweihtes Öl gebracht werden konnte. Um an dieses Tempelwunder zu erinnern, wird während des Festes jeden Tag ein Licht am Chanukkah-Leuchter mehr angezündet. Bis am achten Festtag alle Lichter brennen. Chanukkah ist ein Freuden- und Familienfest. Familien versammeln sich um den Leuchter und singen nach dem Anzünden der Kerzen. Die Kinder bekommen an jedem Abend Geschenke. In diesem Jahr wird ein großer Chanukkah-Leuchter vor dem Brandenburger Tor stehen.

Aus dem Leben

Bar Mitzwa heißt „Sohn des Gesetzes“ und bedeutet die Aufnahme des 13-jährigen Jungen als vollwertiges Mitglied in die jüdische Gemeinde. Es ist ein wichtiges Ereignis, das die Liebe seiner Eltern und der Gemeinde sowie die Verbundenheit zu Gott und der Gemeinde näher bringen soll. In der Mischnah steht: „Im Alter von fünf Jahren lernt der Sohn die Bibel; im Alter von zehn Jahren die Mischnah, und im Alter von dreizehn Jahren alle Gebote und Pflichten.“ Am Schabbat nach seinem 13. Geburtstag wird der Junge in der Synagoge erstmals aufgerufen, aus der Torah vorzulesen, worauf er vorher intensiv vom Rabbiner vorbereitet wurde. Danach wird im Kreis der Familie gefeiert, es wird gratuliert, es gibt Geschenke und ein Festmahl.

Bat Mitzwa bedeutet „Tochter des Gesetzes“. Seit dem 19. Jahrhundert wird das Ritual der Jungen in ähnlicher Form auch für Mädchen vor allem in den Gemeinden des konservativen und des Reform-Judentums gefeiert. Die Mädchen dürfen wie die Jungs aus der Torah vorlesen und mit anderen neun Mitgliedern einen Gebetskreis, den traditionellen Minjan, bilden.

Koscher Koscher bezeichnet die Lebensmittel, die nach den jüdischen Speisegesetzen erlaubt sind. Verboten sind das Fleisch vom Schwein, Hasen oder Kamel, denn sie gelten als unrein, genauso wie Fische ohne Schuppen und Flossen, beispielsweise sämtliche Schalentiere.

Es gibt das Verbot des Blutgenusses, deswegen dürfen Tiere nur nach besonderen Regel geschlachtet (geschächtet) werden. Milchprodukte dürfen nicht mit Fleisch zusammen gekocht und verzehrt werden. In der Küche sollen Töpfe und Pfannen, Geschirr und Besteck und der Abwaschbereich nach „milchig“ und „fleischig“ getrennt sein.

Während die koschere Lebensmittelproduktion in Israel kein Problem darstellt, ist es für die Jüdinnen und Juden, die in der Diaspora leben, schwieriger, koscheres Essen zu bekommen. Sie müssen besonders darauf achten, dass die Produkte keine Gelatine, kein Talg, kein Tierfett und keine Emulgatoren enthalten. Rabbinische Aufsicht bei der Produktion und Verpackung von koscheren Lebensmitteln wird vorausgesetzt.

Was das Judentum für mich bedeutet

Ich bin atheistisch, dennoch verbinde ich mit dem Judentum Tradition, Emotionalität und Kultur. Die Feiertage und die vielen Dinge, die ihren Ursprung in der Religion haben, sind in Israel und für mich normal. Zum Beispiel habe ich noch nie Schweinefleisch gegessen. Ich denke, dass die israelische Jugend das Judentum als Nationalität sieht. Wir sind ein Volk.

– **Arnon Shaked,** israelischer Student und ehemaliger ASF-Freiwilliger des Deutschlandprogramms

Fotos: Weiterleben – Weitergeben, Jüdisches Leben in Deutschland
Rafael Herlich wurde 1954 in Tel Aviv geboren. Nach seiner Ausbildung zum Fotografen in Israel arbeitete er in Deutschland, wo er sich einen hervorragenden Ruf als Bild-Chronist des hiesigen jüdischen Lebens erwarb. Er ist zugegen, um unvergessliche, berührende oder bedeutsame Momente festzuhalten. Seine Bilder gewähren Einblicke in das Lebensgefühl der jüdischen Gemeinschaften in Deutschland. Seine Bilder sind in dem Buch „Weiterleben – Weitergeben“ dokumentiert, eine gleichnamige Ausstellung zeigt sie in Schulen, Rathäusern oder Landtagen. Rafael Herlich plant für 2015 ein neues Fotoprojekt über das Jüdische Leben in Polen. Mehr Informationen: **www.foto-herlich.de**

Mein Judentum ist privat

Wenn die Sonne auf die goldene Kuppel der ‚Neuen Synagoge' fällt, strahlt es in der Oranienburger Straße in Berlin-Mitte. Es ist ein Glitzern, das anzieht. Touristen bleiben für einen Moment stehen, ehrfürchtig, um dann ihre Kameras zu zücken. Studiengruppen kommen zusammen, um Vorträge auf Englisch, Deutsch oder Spanisch über die bewegende Geschichte dieses Baus zu hören. Aufbau, Glanzzeit, Brandschatzung, Zerstörung, Ruine und Wiederaufbau. Es ist eine Geschichte, die stellvertretend für das jüdische Leben ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland steht. „Im Grunde ist das Judentum hierzulande ein zartes Pflänzchen, von dem man hoffen kann, dass es sich entwickelt", sagt Dr. Hermann Simon, Direktor der Stiftung Centrum Judaicum – Neue Synagoge.

Seit 28 Jahren ist sein Leben mit diesem Haus verbunden. Wer ihn in seinem Leben besuchen möchte, muss erst an Polizeiposten vorbei und dann durch eine Sicherheitsschleuse. Vor einiger Zeit stand sogar ein gepanzertes Fahrzeug mit Maschinengewehr vor der Tür. Das Pflänzchen wächst zwar, aber noch müssen jüdische Einrichtungen geschützt werden. „Wir sind schon auf dem richtigen Weg", sagt Hermann Simon, „aber ich wünsche mir, dass wir eine Selbstverständlichkeit werden und nicht mehr den Charakter von Exoten haben", sagt er.

In diesen Worten steckt eine Sehnsucht nach Normalität. Nichts Besonderes zu sein. Für Hermann Simon ist sein Judentum sowieso eine Privatsache. Damit ich besser verstehe, was er meint, sucht er ein Zitat aus dem Computer heraus. Ein jüdisch-deutscher Schriftsteller schrieb es im Jahr 1935, zwei Jahre zuvor waren seine Bücher verbrannt worden, ein paar Jahre später wurde er in einem Konzentrationslager ermordet. „Ich hatte es [das Judentum] immer als eine Weste getragen, die man unter dem zugeknöpften Rock hat, die warm gibt und die selbstverständlich ist." Nah dran, am Körper, aber von außen unsichtbar. „So haben meine Eltern es auch gehandhabt. Mir persönlich ganz sympathisch", sagt Hermann Simon.

Sein Lieblingsort in diesem Haus ist ein Erker. Darin steht ein niedriger Tisch mit ehrwürdigen Sesseln und einer gemütlichen Couch. Eine alte Wanduhr verwandelt mit einem Gong die Minuten in Stunden. „Wer hier schon alles gesessen hat", sagt er. Politiker, Künstler, Rabbiner, Wissenschaftler, Menschen aus aller Welt, Hermann Simon ist ein gefragter Mann. Das Telefon klingelt, die Sekretärin klopft, Besucher warten, auf dem Schreibtisch stapeln sich Bücher und Briefe. „Wann soll ich das alles lesen?", murrt er. Der Computer meldet neue Mails, auch das iPhone gibt keine Ruhe. Unser Gespräch über das jüdische Leben in Deutschland kommt mir vor wie das ruhige Auge eines ausgewachsenen Sturms. Wenn Hermann Simon spricht, senkt sich seine Stimme zu einem Flüstern.

1949 wird er geboren. Sein Vater hatte den Holocaust überlebt, weil er in letzter Minute nach Kriegsausbruch nach Palästina auswanderte, seine Mutter, weil sie in den Berliner Untergrund abgetaucht war. Erst Jahrzehnte später, kurz vor ihrem Tod, wird sie ihrem Sohn alles aus dieser Zeit berichten. Aus den Aufnahmen entstand ein Buch.

Hermann Simon wuchs in Ostberlin auf und lebte „absolut normal, mit den Schwierigkeiten, die alle in der DDR hatten", sagt er. Vor den jüdischen Feiertagen schrieb der Vater der Lehrerin einen Brief. Keine Entschuldigung und auch keine vorgeschützte Erkältung, sondern eine Erklärung: „Aufgrund des Neujahrsfestes wird mein Sohn nicht zur Schule kommen." Kein Problem. Als er mit 13 seine Bar Mitzwa hatte, die Feier der religiösen Mündigkeit, legte die Lehrerin einen Blumenstrauß und eine Gratulation vor die Wohnungstür.

Von außen unterschied sich die Familienwohnung nicht von denen der Nachbarn. Drinnen aber hing an jedem Türrahmen auf der rechten Seite eine Mesusah. Das ist ein Torah-Text, der auf die Vorderseite einer kleinen Pergamentrolle geschrieben wird. Auf deren Rückseite steht das Wort „Schadai". Es bedeutet „Hüter der Tore Israels", ein Schutz für die Bewohner des Hauses. Die Rolle wird in ein Kästchen geschoben und am Türrahmen angebracht, Toilette und Küche ausgenommen. Traditionell auch an der Eingangstür, aber nicht bei Simons, denn Jüdisch sein ist eben eine Privatangelegenheit.

„Die Tradition spielte bei uns eine große Rolle. Wir orientierten uns an dem Fest- und Feiertagszyklus, dem Schabbat sowieso. Außerdem waren wir ein quasi koscherer Haushalt.“ Und so, wie seine Eltern mit ihm Schabbat feierten, den jüdischen Ruhetag von Freitagabend bis Samstagabend, gab er es später an seine Kinder weiter. „Freitagabend haben wir die Kerzen angezündet, den Kiddusch, also den Segensspruch über Brot und Wein gesprochen. Ansonsten saßen wir als Familie beieinander. Der Abend sollte sich von den anderen in der Woche unterscheiden.“ Seine Mutter buk sogar das Brot selber, zwei Zopfbrote, Hefe mit Mohn. Nur einmal im Jahr, zum Neujahrsfest, werden die Brote rund gebacken, „damit das Jahr rund sein möge“. Von seiner Mutter inspiriert, sammelte er zusammen mit seiner Frau jüdische Familienrezepte und veröffentlichte sie in einem Kochbuch. Das Motto: Koscher ist gut, schmecken soll es aber auch.

Als ich ihn frage, was das jüdische Leben überhaupt sei, lacht er und sagt: „Das wollte ich Sie fragen!“ Ein Gemisch aus Tradition, Religion, Herkunft? „Ja“, sagt er, „für mich ist es vor allem die Tradition. Aber lassen sie mich eine Geschichte erzählen.“

Nach dem letzten Rosch ha-Schana, dem jüdischen Neujahrstag, gingen seine Frau und er nach der Synagoge in ein neues russisches Restaurant gegenüber. Es heißt Masseltopf. Eine Verballhornung des jiddischen Ausdrucks ‚Masel tov‘, was ‚viel Glück‘ bedeutet. „Kaum war ich drin, fühlte ich mich wie in Russland“, sagt er. An jedem Tisch saßen russischsprachige Juden, die Männer mit einer Kippah auf dem Kopf. Kinder, Jugendliche, Frauen, Männer, alte Menschen – drei Generationen waren gekommen, um das jüdische Neujahrsfest zu feiern. „Aber nur eine Handvoll war vorher in der Synagoge.“ Das Ehepaar fand noch ein freies Séparée und bekam als erstes Apfel mit Honig serviert, „möge das Jahr süß beginnen“. Die beiden Simons sahen sich den Trubel an, verwundert, interessiert. „Da saß eine komplett neue jüdische Gemeinschaft.“ Für Hermann Simon ist es eine Geschichte, die zeigt, wie sehr sich in den letzten Jahren die jüdischen Gemeinden in Deutschland verändert haben. Es sind die russischsprachigen Juden, die ab den 1990er Jahren als sogenannte Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kamen und die jetzt die Gemeinden wachsen lassen. Es sind aber auch immer mehr junge Israelis, die in Berlin landen und ihre eigene Essenz dazugeben.

Die Wanduhr gongt die nächste Stunde, die Besucher vor der Tür drängeln. So viel wäre noch zu erzählen: über das Laubhüttenfest, das Hermann Simon von allen Feiertagen am meisten mag, über die Renovierung der Neuen Jüdischen Synagoge, über die Wende, über das liberale Judentum. Beim nächsten Mal. Draußen strahlt immer noch die Sonne auf die Kuppel der Synagoge.

Karl Grünberg, ehemals Freiwilliger in den USA, freier Mitarbeiter im Öffentlichkeitsreferat von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Journalist und Historiker.

Die Rabbinerin

Die Geschichte einer ungewöhnlichen Rabbinerin und ein Blick in ihre Gemeinde

Alina Treiger ist die wohl bekannteste Rabbinerin Deutschlands. Als sie 2010 ordiniert wurde, berichteten die Medien, von der Bild über die Zeit zu vielen Lokalzeitungen. Sogar die BBC aus England erzählte die Geschichte der 1979 in der Ukraine geborenen Alina Treiger. Zum ersten Mal seit 1945 war eine Frau für dieses Amt in Deutschland ausgebildet worden. Das Judentum in Deutschland wächst und wird vielfältiger, war die Botschaft zwischen den Nachrichtenzeilen.

Heute, vier Jahre später, hat sich die Aufregung gelegt. Dennoch hat es ein paar Anläufe gebraucht, um Alina Treiger für ein Gespräch zu erwischen. „So viel zu tun", sagt sie, schließt die Tür hinter sich und sperrt das zumeist russische Stimmengewirr aus. Eine Stunde Pause, auch wenn es ein Interview ist. Als Reformrabbinerin der Jüdischen Gemeinden Oldenburg und Delmenhorst kümmert sie sich um die religiösen, seelischen und weltlichen Belange der insgesamt 400 Mitglieder, die mehrheitlich und so wie sie selbst aus der ehemaligen Sowjetunion stammen.

Alina Treiger spricht nicht nur Russisch, sie weiß auch, was es heißt, jüdisch zu sein, aber damit nicht allzu viel anfangen zu können. Ihr Vater ist jüdisch und in der Familie war das Judentum ein Wort ohne Tradition, ohne Funke. „Masel tov" sagten die Verwandten bei Feiern, das war es. Erst mit dem Ende der Sowjetunion begann das Judentum bedeutender zu werden. Als Jugendliche trat Alina Treiger der Jüdischen Gemeinde bei, reiste nach Israel und ließ sich zur Gemeindearbeiterin ausbilden. Mit 21 Jahren gründete sie in ihrer Heimatstadt eine eigene liberale jüdische Gemeinde. „Doch die Reformbewegung hat mich weiter gepusht und gesagt, dass ich gut geeignet sei, Rabbinerin zu werden", sagt Alina Treiger. Sie folgte diesem Ruf und ging für ihre Ausbildung nach Berlin. Danach engagierte sie die Oldenburger Gemeinde als Rabbinerin. Und sie scheint genau die Richtige zu sein, um die multikulturelle Gemeinde anzusprechen. Neben den Russischsprachigen gibt es Familien aus Israel, Frankreich, Spanien und Marokko. Im Gottesdienst versucht sie, die unterschiedlichen Traditionen der Herkunftsländer durch Lieder zu integrieren. Wenn Alina Treiger über ihre Gemeinde spricht, ist ihre Zuneigung deutlich zu spüren.

Die Oldenburger Jüdische Gemeinde hat eine bewegte Geschichte. Nachdem die Synagoge im November 1938 zerstört und ihre Mitglieder in das Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt wurden, brauchte es nach 1945 zwei Anläufe für eine Neugründung. In den 80er Jahren traf sich eine Handvoll Oldenburger jüdischer Frauen, erst um Hebräisch zu lernen, dann um die jüdischen Feiertage zusammen zu begehen, bis sie 1992 eine eigene Gemeinde gründeten. Die Synagoge kam in einer ehemaligen Kirche unter, im Gebetsraum steht nun der Schrank mit den Torah-Rollen und ein Davidstern ziert das Rundglas unter dem Dach.

Es waren Frauen, die das jüdische Leben nach Oldenburg zurückbrachten, und auch heute sind in dieser Gemeinde Frauen und Männer gleichberechtigt. „Frauen wie Männer können bei uns aus der Torah lesen oder vorbeten. Doch wir gehen damit sensibel um. Wenn eine Frau sagt, dass sie das nicht gewöhnt ist und lieber nur so am Gottesdienst teilnimmt, ist das auch kein Problem." Gerade hat sie ein Mädchen auf ihre Bat Mitzwa, ihre religiöse Mündigkeit, vorbereitet. Dazu lernte sie von Alina Treiger über das Judentum und soviel Hebräisch, um am entscheidenden Tag vor der Gemeinde einen hebräischen Text aus der Torah vorzulesen. Frauen als Rabbinerinnen sind etwas Besonderes. Weltweit gibt es ihrer nur knapp 900, eine Handvoll in Deutschland, die in Reformgemeinden tätig sind.

„Ich bin gerne Lehrerin", sagt Alina Treiger. „Das ist auch die ursprüngliche Aufgabe der Rabbiner, und wenn ich jemanden mit meiner Art so begeistern kann, dass er oder sie wiederkommt und mehr lernen möchte, bin ich zufrieden."

*Das Gespräch mit **Alina Treiger** führte **Karl Grünberg**.*

Kleine Schritte, die die Welt bedeuten

Als evangelische Pfarrerin in Jerusalem – eine Begegnung in der Metropole der Religionen.

Zehn Minuten zu spät und ich bin noch nicht da. Endlich, da vorn ist das ‚Jaffa-Gate', eines der Tore, die in die Altstadt von Jerusalem führen. Überall laufen, stehen, warten Menschen. Ich gehe um das Tor herum und entdecke Ulrike Wohlrab. „Ja, ja", begrüßt sie mich, „heute ist wieder Chaos in der Stadt. Wir warten noch auf andere." Flexibel zu sein ist die wichtigste und erste Lektion, die Ulrike Wohlrab und ich in dieser Stadt gelernt haben.

Ulrike Wohlrab, 43 Jahre alt, ist evangelische Pfarrerin in Jerusalem. Heute führt sie die neuen Volontäre der Kirche durch die Altstadt. Es ist gerade Sukkot, das Laubhüttenfest, ein ausgelassener jüdischer Feiertag. Ich begleite sie, um herausfinden, wie eine Pfarrerin in dieser Metropole der Religionen lebt und wie sie dem Judentum begegnet.

Seit 2006 ist sie hier. Mit ihrem Mann teilt sie sich eineinhalb Pfarrstellen auf dem Ölberg. Am Rande der Oststadt Jerusalems, die palästinensisch geprägt ist, liegt das Pilger- und Begegnungszentrum. Eine Oase der Ruhe. Vom Turm der Himmelfahrtkirche geht ein weiter Blick auf Jerusalem und zur judäischen Wüste. Zum Zentrum gehören ein Café, Gemeinderäume, Unterkünfte. Ein Kommen und Gehen von Helfer_innen, Pilgernden und Gemeindemitgliedern.

Zurück im Gewühl der Altstadt, dem Ort religiösen Lebens in Jerusalem. Hier im jüdischen Viertel, unter schwarzen Kaftanen und Hüten, bunten Kippahs und unterschiedlich gebundenen Kopftüchern fällt es auf: Eine evangelische Pfarrerin ist ein sonderbares Gewächs in Israel. „Du kannst keine Pfarrerin sein, du hast ja gar nichts Besonderes an." Diesen Satz hört Ulrike Wohlrab öfter. Denn außer im Gottesdienst oder zu offiziellen Empfängen trägt sie ausschließlich ihre Alltagskleidung und nicht das schwarze Prediger_innengewand oder das Kollarhemd mit dem weißen Stehkragen. Sie hält sich bedeckt, weil sie keine Missverständnisse mit anderen Konfessionen oder Religionen möchte. „Wenn ich in der Grabeskirche als Frau ein Kollarhemd trüge und nicht die Gelegenheit bekäme, etwas zur Gleichberechtigung in unserer Konfession zu erklären, würde das nur provozieren. Das will ich nicht", sagt sie.

Als Ulrike Wohlrab nach Jerusalem kam, hatte sie Hoffnungen. „Frieden schaffen", war zum Beispiel eine. Nun erlebt sie das Trennende als doch zu stark. Sie ahnt, dass die Versöhnung der Religionen oder auch die Einheit der christlichen Konfessionen nicht von Jerusalem ausgehen wird. „Was ich aber spüre, sind die kleinen Schritte, die die Welt bedeuten. Es ist schon viel, wenn ein Mit- und Nebeneinander im Alltag funktioniert." Die Vielfalt der Religionen und Konfessionen machen das Leben erst interessant.

Wir kommen an die Klagemauer und blicken auf eine große, für das Fest errichtete Laubhütte und eine bunte Menge: Anhänger verschiedener jüdischer Strömungen, die alle zum Beten gekommen sind. Dem Reformjudentum fühlt sich Ulrike Wohlrab am nächsten. „Uns verbindet, wie wir seelsorglich mit bestimmten Fragen umgehen: mit der Lebensgemeinschaft von Gleichgeschlechtlichen, der Scheidung oder damit, wie Religiosität im Alltag konkret wird." Frauen sind in diesen jüdischen Gemeinden genauso gleichberechtigt wie in der evangelischen Kirche. Es gibt Rabbinerinnen und Ulrike Wohlrab durfte einmal bei einem Kabbalat-Schabbat die Auslegung der Schrift vornehmen.

Unser Spaziergang ist fast zu Ende. Unser Blick schweift über die große Menge unterschiedlich orthodoxer oder reformierter und doch alle dasselbe Fest feiernder Juden vor der Westmauer. Weiter oben geht es zum ehemaligen Tempelplatz, wo sich nun Felsendom und Al-Aksa-Moschee, heilige Orte des Islam, befinden.

Christen sind in Jerusalem eine Minderheit. Das rückt Vieles in eine neue Perspektive. Man lernt sehr gut, seine eigenen religiösen Traditionen zu reflektieren. Doch wo auch immer Annäherung, Vermittlung, Miteinander oder Nebeneinander in Frieden passieren, da geschieht viel und das ist Grund zur Freude.

Grit Laux, Spezialvikarin der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Jerusalem.

Begegnungen mit Deutschland

Mit Germany Close Up kommen jährlich 250 junge jüdische Menschen aus den USA nach Deutschland. Was sie dabei erleben und was sie am meisten überrascht, davon berichten zwei Teilnehmer_innen. Außerdem wollen wir das Programm Germany Close Up vorstellen, das seit Anfang 2014 unter der Trägerschaft von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste steht.

Ich könnte nie nach Deutschland reisen

„Du willst nach Deutschland reisen? Ich könnte nie nach Deutschland reisen. Warum willst du nach Deutschland fahren?“„Warum nicht?”, fragte ich meine 90-jährige Großtante Pat beiläufig. Ich zuckte mit den Schultern, doch in Wahrheit hatte ich die gleichen Gedanken. Ich war nicht ganz sicher, warum ich nach Deutschland wollte. Als amerikanische Jüdin, die 40 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurde, war meine jüdische Identität geformt durch die Aussagen „Vergiss niemals die sechs Millionen“ und „Nie wieder“. Die meisten meiner Assoziationen mit Deutschland kamen vom Schulunterricht und von Filmen, die ich gesehen hatte, und sie bezogen sich auf das Nazideutschland. Ich wusste ein wenig über das heutige Berlin, und obwohl ich Vorbehalte hatte, war ich dennoch interessiert.

Also fuhr ich los. Als ich an einem regnerischen Julimorgen aus dem Flugzeug stieg, kam ein Gefühl der Beklemmung in mir hoch. Flugankündigungen von einer weiblichen Stimme waren über die Lautsprecher zu hören und obwohl die Ankündigungen einen Flug nach Kopenhagen betrafen, konnte ich mich nicht dagegen wehren: Holocaust-Bilder kamen in meinem Kopf auf. Eine Familie, die einen Zug mit einem unbekannten Ziel bestieg. Ich versuchte, diese Gedanken zu stoppen. Nein, nein! Ich war in Berlin im Jahre 2008 und stand in der Schlange für die Zollabfertigung.

An der Passkontrolle wurde ich von einem blauäugigen Beamten begrüßt und ich fragte mich, als er durch meinen Pass blätterte und die Israel-Stempel sah, ob er wusste, dass ich jüdisch bin, und mir meine Einreise verweigern würde. Unsere Blicke trafen sich, dann bekam ich einen Stempel.
Ich war drin.

Liz Foreman

Gerade die kleinen Dinge hinterlassen Spuren

Die Reise beginnt in Hochstimmung. Berlin, eines der wichtigsten Kunstzentren der Welt, reizt und verführt uns am ersten Abend unserer Ankunft. Die Stadt fühlt sich an wie ein stylischeres, kultivierteres und eindeutig sozialistischeres New York. Berlin ist ein einziges großes Mahnmal. Unsere Gruppe besucht eine Synagoge, die während der Pogromnacht zerstört wurde und nun vor meinen Augen zum Leben erwacht. Das einem Friedhof ähnelnde Mahnmal im Stadtzentrum ist beeindruckend und schaurig zugleich. Später, im dunklen Turm des

Jüdischen Museums, habe ich Angst zu ersticken, in dem Moment, als sich die schweren Türen des Turms hinter uns schließen und wir für eine lange Minute eingeschlossen sind.

Es ist erstaunlich, dass gerade die kleinen Dinge, die überraschen und nicht voraussehbar sind, es schaffen, einen zu durchdringen und Spuren zu hinterlassen. Solche Dinge betreffen nicht die Art und Weise, wie Deutschland als Staat mit seiner Nazi-Vergangenheit umgeht, sondern die Alltagspraktiken von ganz normalen Deutschen. Ich finde heraus, dass bestimmte deutsche Wörter nicht mehr im Gebrauch sind, da sie als Nazi-Begriffe verstanden werden. Ich sehe kleine Messing-Gedenksteine mit den Namen von Opfern des Nationalsozialismus, eingelassen in Berliner Fußgängerwegen vor den Wohnhäusern, von denen aus Jüdinnen und Juden in den Tod deportiert wurden. Mir wird erzählt, dass manchmal die Deutschen, die heute in diesen Wohnhäusern leben, die Gedenksteinlegung initiieren und bezahlen. Es kommt vor, dass diese Projekte „von oben" gefördert werden, aber niemand von oben entscheidet, wie der Opfer gedacht werden soll oder wie man sich dabei zu fühlen hat. Nein, dies kommt alles „von unten" und es ist die Art, auf die Deutsche heutzutage der Geschichte gedenken möchten.

Hadas Cohen

Germany Close Up

Ein besonderes Begegnungsprogramm, seit 2014 bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

„Germany Close up" ist eine Nahaufnahme für junge jüdische Studierende oder Berufsanfänger_innen aus Nordamerika, die für zwei Wochen Deutschland besuchen, um einen tieferen Eindruck von dem Land und seinen Menschen zu bekommen. Sie machen sich auf Spurensuche, wie im heutigen Deutschland mit der Geschichte des Holocaust umgegangen wird. Dazu besuchen sie Museen und Gedenkstätten, treffen Politiker_innen und Mitglieder der Jüdischen Gemeinde und junge Deutsche.

Kultur, Geschichte, Politik und Begegnungen – das 2007 gegründete Programm „Germany Close Up" ermöglicht eine intensive Erfahrung. Für die Teilnehmenden ist vieles überraschend und manche Erlebnisse, wie der Besuch von Gedenkstätten und ehemaligen Konzentrationslagern, können schmerzhafte Assoziationen wecken. Oft spielt der Holocaust, der nicht selten auch einen Einfluss auf die eigene Familiengeschichte hatte, bei ihnen eine große Rolle, wenn es um das heutige Deutschland geht.

„Es ging darum, die versteckten Momente zu finden, in denen wir uns mit unserer traumatischen Vergangenheit verbinden können, die für immer Teil unserer gemeinsamen Geschichte als amerikanische Juden sein wird. Es ging aber auch darum, Wege zu entdecken, mit denen wir uns weiter entwickeln, mit denen wir Trost finden und vielleicht auch Momente des Lachens." Diese Sätze stammen aus dem Essay von Mary Gould und Rachel Silverman, die sich positiv von der öffentlichen Vergangenheitsbewältigung in Deutschland überraschen ließen. Besonders die Stolpersteine, die in die Bürgersteige eingelassen an das Schicksal der ehemaligen jüdischen Hausbewohner erinnern sollen, sind ihnen und vielen der anderen Teilnehmenden aufgefallen. So schreibt auch Daniel Bogard: „Am meisten habe ich über die Stolpersteine nachgedacht. Ich war verblüfft über eine Gesellschaft, die auch zwei Generationen später nicht aufhört, Denkmäler zu bauen, die sie an ihre größte Schande erinnern. Ich war berührt von der Bereitschaft der Enkelkinder, den Sünden ihrer Vorfahren zu begegnen."

Eine Gruppe von „Germany Close Up" unterwegs in Deutschland

Jährlich machen 250 Teilnehmer_innen bei „Germany Close Up" mit. Seit der Gründung 2007 waren es knapp 1400 junge Leute, die nach Deutschland kamen. Sie stammen aus allen Bereichen des jüdischen Lebens, unter ihnen sowohl streng orthodoxe als auch antireligiöse junge Menschen. Um verschiedene Kreise in den USA und Kanada zu erreichen, arbeitet „Germany Close Up" mit konservativen, liberalen und orthodoxen Partnerorganisationen zusammen. So gab es schon Programme für konservative Rabbinatsstudent_innen, für Filmschaffende zur Berlinale, zu den Passionsspielen in Oberammergau und zur ersten Rabbinerin der Welt, Regina Jonas.

Die meisten der Teilnehmenden kehren mit positiven Eindrücken in ihre Heimat zurück. Sie berichten von ihren Erfahrungen und halten Vorträge. So werden sie in besonderer Weise zu Multiplikator_innen der transatlantischen Verbindung. „Gespräche, Tragödien, Triumphe und Lachen, das macht die jüdische Erfahrung aus. Was uns in Deutschland angeboten wurde, war die Möglichkeit, unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart und die Zukunft aus der Nähe zu betrachten", resümiert einer der Teilnehmenden.

Das Programm „Germany Close Up – American Jews Meet Modern Germany" wird aus Mitteln des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie gefördert. Zwei Drittel der Kosten zahlt das Ministerium für seine Stipendiat_innen, das verbleibende Drittel finanzieren die Teilnehmer_innen selbst. Von 2007 bis 2013 war die Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum" Träger des Projekts. Zum Januar 2014 wechselte die Trägerschaft zu Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Hermann Simon, der Direktor der Stiftung, wurde jüngst Mitglied im Kuratorium von ASF. So bleibt die Kontinuität im Programm gewahrt. Dadurch, dass sich Dagmar Pruin, die das Programm konzipiert hat und vor dem Wechsel zu ASF leitete, nun mit Jutta Weduwen die ASF-Geschäftsführung teilt, ist es möglich, die im Laufe der Jahre gesammelten Erfahrungen bei dieser sensiblen Begegnungsarbeit zu nutzen und weiterzuführen.

Was zählt, ist die Menschlichkeit

Über Yehuda Bacon und seine Suche nach dem Guten im Menschen

Es ist spät, fast Mitternacht, als ich Yehuda Bacon in Jerusalem anrufe. „Eine gute Zeit“, sagt er, „denn jetzt habe ich ein paar Momente übrig, in denen ich erzählen kann.“ Sein Tonfall ist sanft, seine Wortwahl wirkt überlegt, doch es ist der Inhalt, der berührt, über den man noch Tage später nachdenken muss.

Jerusalem ist die Stadt, in die er 1946 auswanderte. 17 Jahre war er da alt, alleine und auf sich gestellt. Hinter ihm lag ein zertrümmertes Europa, eine Kindheit in Stücken und eine für immer in Auschwitz und Theresienstadt gebliebene Familie, vor ihm eine Zukunft als geachteter Künstler und Lehrer. Doch bis dahin war es ein schwieriger Weg. „Nach dem, was ich gesehen, was ich erlebt hatte, fragte ich mich, was für einen Sinn ich meinem Leben überhaupt geben kann“, sagt er.

Mitternacht ist auch noch eine gute Zeit, weil dann alles ruhiger ist, nicht nur in seiner Stadt und in seinem Haus, sondern auch in seinen Gedanken. Dann findet er die Muße, in sich hinein zu horchen, zu ordnen und Fragen zu beantworten. Fragen ist er gewöhnt, denn er spricht oft als Zeitzeuge. „Wie konnten Sie als Kind in Auschwitz überleben?“ „War es schwer, danach ein neues Leben aufzubauen?“ Und fragen soll man ihn auch, besonders die Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Jedes Jahr kommt eine neue junge Frau oder einer neuer junger Mann, jeweils für einen Tag in der Woche. Sie helfen ihm, seine Korrespondenz zu ordnen, Briefe und E-Mails zu schreiben. Manchmal kaufen sie ein oder machen sich an die sinnlose Aufgabe, sein Arbeitszimmer aufzuräumen. „Das ist, als ob man den Sand aus der Sahara-Wüste kehren möchte“, sagt er, ich höre das Schmunzeln in seiner Stimme. Doch die meiste Zeit sitzen sie, trinken Tee und unterhalten sich. Er erzählt aus seinem Leben, sie aus ihrem.

„Wie sie war auch ich plötzlich in einer völlig fremden, anderen Welt. Ich kann mir gut vorstellen, wie sich jemand fühlt, der gerade sein Gymnasium fertig hat und dann im wilden Asien ist.“ An dieser Stelle muss er über seine Formulierung lachen. Das war ein bisschen dramatisch. Der Blick aus dem Fenster zeigt eine geordnete Großstadt. Doch: „Es ist wichtig, jemanden zu haben, der einem ein gutes Wort sagt, so weit entfernt von zu Hause, von der Mutter“, sagt er. Vertrauen schaffen, Tee trinken, erzählen, Briefe aus vergangener Zeit durchgehen, auf diese Art und Weise verpackt er seine Lehren. Sie sind sein Geschenk. Wer möchte, nimmt es, wickelt es aus und lernt. „Ich will weitergeben, aber auf eine positive Weise, auf eine besondere Art“, sagt er.

Früher dachte er, dass es reichen würde zu erzählen, was passiert ist. Auf diese erste Lösung, diese erste Kur, wie man die Menschen wieder gut machen könnte, kam er als junger Mann. „Ich dachte, ich hätte die Pflicht dazu“, sagt er. Doch einfach war das nicht. Yehuda Bacon sprach von den Gaskammern. Aber die Menschen wandten sich ab, wollten das Schreckliche nicht hören, so kurz, nachdem es passiert war. Dann, später, als sie hören und aufarbeiten wollten, musste Yehuda Bacon feststellen, dass die Menschen trotz seines Erzählens nicht automatisch gut wurden. „Sie blieben dieselben. Das brachte mich zum Nachdenken“, sagt er und muss lachen über seine „naive Hoffnung“ von damals.

Doch was bedeutet ‚gut‘ für jemanden, der so viel erlebt hat? Vielleicht steckt die Antwort in dem Satz über das „gute Wort“. Für jemanden ein gutes Wort haben, bedeutet, ihn als Menschen zu sehen und ihm mit Menschlichkeit zu begegnen. „Wenn man wie ich jahrelang ein Ding war, nein, weniger als ein Ding war. Dann merkt man erst, wie glücklich einen gute, freundliche, vertrauensvolle Worte machen können“, sagt er.

Seine Rettung war, dass er nach Auschwitz Menschen traf, die genau diese guten Worte für ihn hatten. „Sie gaben mir den Glauben an die Menschen zurück, denn sie waren einfach gut, ohne etwas dafür zu wollen. Sie hatten eine Liebe zu allen Men-

schen und haben bei mir, einem Kind, das niemandem vertraute, einen bleibenden Eindruck hinterlassen“, sagt er. Es waren der Pädagoge Přemysl Pitter und der Schriftsteller H.G. Adler, die ihm und anderen jüdischen Kindern, aber auch im Krieg verlorengegangenen deutschen Kindern, in einem Waisenheim in Prag eine Zuflucht boten. Oder Professor Martin Buber oder Professor Hugo Bergmann in Israel. Alles Menschen, die nicht predigten, sondern vorlebten. Das war es, was ihm das Vertrauen zurückgab.

Wenn er den Freiwilligen etwas über Nächstenliebe weitergeben möchte, dann lässt er sie wie zufällig die Briefe von diesen Menschen sortieren und schon sind sie mittendrin. Oder sie sprechen über das aktuelle Israel. „Man wird ja hier von rechts und links bombardiert. Diese sind gut und jene sind schlecht. Entweder. Oder. Aber das existiert nicht im wirklichen Leben“, sagt Yehuda Bacon.

Manche Freiwillige nehmen sein Geschenk an. Das merkt Yehuda Bacon, wenn sie ihm noch Jahre später Briefe schreiben oder ihn besuchen kommen. „Was zählt, ist die menschliche Begegnung. Ich hoffe, dass ich ihnen das mitgeben konnte.“

*Mit **Yehuda Bacon** sprach **Karl Grünberg**.*

Schaut her, so feiern wir unseren Schabbat

Wenn Jugendliche aus Israel und Deutschland aufeinandertreffen

Einblicke in ein Sommerlager, in dem gelacht, entdeckt und diskutiert wurden

Der Humor von Jugendlichen funktioniert immer. Egal, ob die einen aus Deutschland und die anderen aus Israel kommen. Egal, ob sie atheistisch, christlich, jüdisch oder drusisch sind. Da gibt es irgendwo eine unsichtbare Verbindung zwischen den 16- und 17-Jährigen. Ohne lange an Knöpfen drehen zu müssen, finden sie dieselbe Frequenz, lachen sich schlapp oder diskutieren ernsthaft, aber respektvoll miteinander. Zumindest war in unserem deutsch-israelischen Sommerlager über die meisten kulturellen Grenzen hinweg sofort ein gemeinsames Verständnis da, das war unglaublich.

Jetzt aber von Anfang an: Während die Israelis noch im Flieger nach Berlin saßen, völlig ausgehungert vom stundenlangen Warten und ohne Bordverpflegung, hatte sich die deutsche Gruppe schon in der Jugendherberge in Hermsdorf versammelt und kochte. Ja, Hermsdorf liegt noch in Berlin. Aber in den folgenden zwei Augustwochen fluchte die Gruppe über den langen Weg mit der S-Bahn. Sie waren doch zusammen in Berlin, da wollten sie etwas erleben und nicht immer vom Zentrum nach Hermsdorf gurken.

Auf jeden Fall kamen die Israelis an diesem ersten Abend hungrig an und wurden von der deutschen Gruppe mit heißem Essen empfangen. Keine fünf Minuten später saßen sie beieinander, unterhielten sich, lernten sich kennen, ohne dass wir Teamer_innen auch nur eines unserer vielen Team-Building-Spiele in Stellung bringen mussten. Das war vielleicht ein Sprachenmix aus Englisch, Hebräisch, Arabisch, Deutsch. Vor allem die Jungs hatten nach zwei Tagen alle Insiderwitze drauf und wir verstanden gar nicht mehr, warum sie lachten. Bei insgesamt 20 Teilnehmer_innen zwischen 15 und 21 Jahren gab es Grüppchen, die sich aber nicht nach Nationen fanden, sondern nach Sympathie, Alter und Interessen. Alle verband ein politisches, soziales und gesellschaftliches Interesse. Dadurch entstand ein gemeinsamer Geist: nicht der eines Party-Sommers, sondern der des gemeinsamen Lernens und der Begegnung.

Teilnehmende des Sommerlagers

Thematisch setzten wir uns mit dem Ersten Weltkrieg und der Rolle jüdischer Soldaten auseinander. Das war vielen unbekannt. Wir besuchten das Deutsche Historische Museum, gestalteten eigene Workshops und suchten auf einer Stadtführung nach historischen Spuren dieser Zeit. Und natürlich war Berlin etwas Besonderes. Es verbindet, die Stadt zu entdecken und gemeinsam anti-israelische Aufkleber und Plakate abzureißen. Oder auf dem Videokanal ‚YouTube' judenfeindlichen Videos kritische Kommentare zu verpassen. Über den aktuellen israelisch-palästinensischen Konflikt sprachen die Teilnehmenden fast gar nicht. Zuhause heulten tagtäglich die Sirenen wegen der Raketenangriffe, davon wollten die Israelis wenigstens in Berlin einmal nichts mitbekommen. Wegen des Konflikts fand das Sommerlager auch nur in Deutschland statt, der Gegenbesuch in Israel musste ausfallen.

Die Hälfte der israelischen Gruppe waren Drusen, eine religiöse, arabischsprechende Minderheit. Die Drusen haben eine Doppelidentität. Zum einen sind sie eng mit ihrer Gemeinschaft und einem sehr traditionellen Bild von Ehe und Familie verbunden. Zum anderen fühlen sie sich sehr solidarisch mit Israel, was in den Gesprächen deutlich wurde. Die drusische Gruppe bestand nur aus jungen Männern, auf die nach dem Sommer ihre dreijährige Wehrpflicht in der israelischen Armee wartete. Zwei von ihnen waren besonders stolz, „ihrem Land dienen zu können", wie sie sagten. Einer von ihnen fragte uns Teamer_innen, warum wir keine Liebe für unser Land empfänden so wie sie. Später diskutierten sie darüber, warum die deutsche Gruppe keine Nationalflagge dabei hätte, diese könnte ja sonst gleich neben die israelische gehängt werden.

Das waren die Themen, die brannten: Wie ist es bei euch, wie bei uns? Matthias, ein Teamer, antwortete dem Drusen auf seine Frage: „Nach dem, was unsere Großeltern oder Urgroßeltern im Holocaust getan haben, fällt es uns schwer unser Land zu lieben." Inhaltlich verstanden hat er es zwar, aber nachvollziehbarer wurde es für ihn nicht. Es sei doch alles schon so lange her.

Die gemeinsame Schabbat-Feier am Freitagabend war das Highlight des Sommerlagers. Alle hatten etwas Weißes angezogen als Zeichen, dass dieser Abend etwas Besonderes werden würde. Die Drusen bereiteten den kulinarischen Teil vor. Sie hatten drusisch-traditionelles Essen von zu Hause mitgebracht – gefüllte Weinblätter und Pide-Brot. Außerdem gab es Obst, Schnitzel, Couscous und Wein. Die Israelis kümmerten sich um den religiös-traditionellen Teil, wobei nur einer von ihnen auch sehr gläubig ist. Die Zusammenarbeit hatte einen symbolischen Wert: Es ist euer Fest, wir reden euch da nicht rein, aber wir helfen euch bei der Vorbereitung und machen das zusammen. Die Israelis schrieben auf Plakate die Schabbat-Lieder, erklärten den anderen die Aussprache, dann haben alle gemeinsam gesungen. Die Deutschen erst zögerlich, dann schwoll der Gesang an, wurde immer lauter, bis sich alle Stimmen vereinigten. Der Gläubigste führte das Ritual aus, sprach den Segen, reichte den Wein in einer Tasse herum, bestreute das Brot mit Salz, aß ein Stück und gab es weiter.

Dann erzählten die Israelis, was der Schabbat für sie bedeutet und wie er jeweils in ihren Familien gefeiert wird. Nicht im tief religiösen Sinne, sondern als etwas, das mit Kultur, Tradition und Heimat zu tun hat. Da war auch Stolz spürbar: Schaut her, so feiern wir unseren Schabbat. Alle fühlten, dass es etwas wirklich Wichtiges, Besonderes war. So wie unser Sommerlager.

Marie Ahlers und **Arnon Shaked,** Teamer_innen des deutsch-israelischen Sommerlagers. Beide waren vorher Freiwillige mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

▶ Das Sommerlager wurde gefördert durch das Junge Forum der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, die Axel-Springer-Stiftung und ConAct

Antisemitismus: In der Mitte der Gesellschaft

Ein Gespräch mit der Historikerin Dr. Juliane Wetzel vom Zentrum für Antisemitismusforschung der TU-Berlin. Sie forscht zu Rechtsextremismus und aktuellen Formen des Antisemitismus, Jüdinnen und Juden unter der NS-Verfolgung und jüdischer Nachkriegsgeschichte.

Ist Antisemitismus heute an politische Einstellungen gebunden?

Antisemitismus tritt in allen politischen Spektren auf. Im Rechtsextremismus ist er fester Bestandteil. In der Linken etwa können Debatten über den Nahostkonflikt oder Kapitalismuskritik immer wieder dazu führen, dass antijüdische Vorurteile verwendet werden. Antisemitismus findet sich in der Mitte der Gesellschaft und in allen politischen Lagern.

Zu welchen Anlässe werden antijüdische Vorurteile und Judenhass geäußert?

Seit der Zweiten Intifada begegnen wir in Debatten über den Nahostkonflikt immer wieder antijüdischen Stereotypen. Dabei spreche ich nicht von legitimer Kritik an der Politik der israelischen Regierung, sondern um ständige Grenzüberschreitung. Holocaust-Vergleiche wie 'Die Israelis machen heute mit den Palästinensern, was die Deutschen mit den Jüdinnen und Juden gemacht haben' werden bemüht. Der Nahostkonflikt wird als Plattform genutzt sich antisemitisch äußern zu können, häufig gepaart mit sekundärem Antisemitismus und Entschuldungsstrategien. Die Holocaust-Vergleiche entbinden die deutsche Gesellschaft von ihrer Verantwortung.

Die Beschneidungsdebatte 2012 hat gezeigt, dass vor dem Hintergrund von Kinder- und Menschenrechten Stereotypisierungen gegen Jüdinnen und Juden geäußert werden.
Islam und Judentum wurden als archaische Religionen bezeichnet. Sehr schnell folgten Reaktionen unter der Überschrift ‚was ich schon immer mal gegen Jüdinnen und Juden sagen wollte', zu sehen etwa in Leser_innenkommentaren von seriösen Tageszeitungen.

Zu welchen Ergebnissen kommen aktuelle Untersuchungen zum Antisemitismus?

Umfragen zeigen, dass das Level antisemitischer Haltungen im Durchschnitt in Deutschland in den letzten 30 Jahren immer bei 15-20 Prozent liegt. Es nimmt nicht zu, ein leichter Anstieg kann aber während thematischer Debatten beobachtet werden. Wenn es zu einer Radikalisierung im Nahostkonflikt kommt wie in diesem Sommer, steigt neben latenten verbalen Formen von Antisemitismus auch die Zahl der Straf- und Gewalttaten. 90 Prozent dieser Straftaten in Deutschland haben einen rechtsextremen Hintergrund. Im Unterschied zu den Medienberichten spiegelt sich muslimischer Antisemitismus in den Statistiken kaum wieder. Natürlich finden wir auch unter Muslimen einzelne Taten und verbale Hetze gegen Jüdinnen und Juden. Neu scheint mir zu sein, dass diese auf Deutsch geäußert werden wie in diesem Sommer. Wir müssen jedoch vorsichtig sein, allein die Muslime als einzige Täter zu stigmatisieren. Hier finden wir wiederum eine Entschuldungsstrategie für die Mehrheitsgesellschaft.

Was können wir antisemitischen Äußerungen konkret entgegensetzen?

Antisemitische Aussprüche sind immer daran zu erkennen, dass antijüdische Stereotype geäußert werden. Wir müssen versuchen, diese Stereotype zu dekonstruieren. Das ist auch die Aufgabe unseres Bildungssystems. Leider sind Lehrende dazu selten vorgebildet. Gedenkstättenbesuche als einzige Reaktion auf einen Vorfall wie die Beschimpfung eines Schülers mit ‚Du Jude' funktionieren nicht. Häufig geht es um aktuelle Formen von Antisemitismus und sehr selten sind Lehrer_innen für solche Diskussionen geschult. Und es gibt dazu noch zu wenige Unterrichtsmaterialien.

*Das Interview führte **Friederike Schmidt,** Öffentlichkeitsreferentin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.*

Mittendrin

Drei Freiwillige erleben spannende und bewegende Begegnungen mit dem Judentum. Sei es, weil sie in jüdischen Gemeinden arbeiten, Überlebende des Holocaust betreuen oder zufällig bei einer jüdischen Kollegin zu Hause Schabbat feiern. **Eines wird dabei deutlich: Es gibt nicht das eine Judentum.**

Die erste Begegnung

Wir befinden uns in einem kleinen Apartment auf Manhattans Upper East Side. Es ist Freitagabend. Wir sitzen an einem großen Tisch in einer engen Küche, wir beten, brechen das Brot, singen und trinken Wein, kurz: Wir feiern Schabbat. Wir, das sind mein Mitfreiwilliger Steffen und ich, Lisa. Und wir sitzen in der Küche von Steffens Kollegin Yael, gemeinsam mit zehn ihrer jüdischen Freunde. Wir beide sind das erste Mal in unserem Leben zu einem Schabbat-Dinner eingeladen. Etwas schüchtern haben wir vor einer halben Stunde noch die Wohnung betreten. Yaels Freunde stellten sich zwar nett vor, aber es war doch ein vorsichtiges Abtasten in der Atmosphäre spürbar. Nachdem wir aber nun gemeinsam gesungen, die Hände gewaschen und gebetet haben, wird die Stimmung schon viel gelöster.

Dann bittet Yael Steffen und mich, unser schönstes Erlebnis der letzten Woche zu berichten. Ich erzähle, wie ich am Sonntag mit meinen Großeltern in Deutschland telefoniert habe, und darüber, wie ich in diesem Jahr einen ganz anderen Blick auf meine Herkunft bekommen habe. Daraufhin entspinnt sich ein emotionales Gespräch, auf das so keiner von uns vorbereitet gewesen ist. Steffen und ich erzählen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und warum wir uns entschieden haben, einen Freiwilligendienst zu machen. Unsere Gastgeber erzählen uns von den Lebensgeschichten ihrer Großeltern, die in vielen Fällen als einzige ihrer Familien den Holocaust überlebt haben. Wir sind die ersten jungen Deutschen, die sie in ihrem Leben treffen. Und sie sind die ersten jüdischen Amerikaner, die uns zur Schabbat-Feier an ihren Küchentisch eingeladen haben.

Eine der Freundinnen unserer Gastgeberin gibt unter Tränen zu, dass sie sich eigentlich nie hätte vorstellen können, einmal mit Deutschen an einem Tisch zu sitzen. Und auch wir erzählen, wie viel Scheu wir noch vor wenigen Wochen vor Begegnungen mit Holocaustüberlebenden und auch Juden unseres Alters hatten. Wie schwierig es auch für uns ist, die Geschichten von Holocaustüberlebenden zu hören und dabei zu wissen, dass die Schuld bei unseren Vorfahren liegt, bei dem Land, das für uns Zuhause bedeutet.

Aber wir sind auch dankbar, dass wir an Yaels Tisch sitzen können, gemeinsam, zwei Deutsche und zehn amerikanische Juden und Jüdinnen, Kinder der dritten Generation nach dem Holocaust. Drei Generationen, eine Zeit, die auf einmal so kurz erscheint.

Ich glaube, an diesem Abend haben wir alle ein Stückchen Frieden geschlossen mit all den gesprochenen und unausgesprochenen Geschichten, mit denen jeder von uns aufgewachsen ist. Und wir alle haben an diesem Abend Freunde fürs Leben gewonnen.

Lisa Apelt, Jahrgang 1993, war 2013/14 ASF-Freiwillige im American Jewish Committee in New York City.

Schabbat in Wolgograd

Nur wenige Menschen kennen einen der schönsten Orte in Wolgograd: die jüdisch-orthodoxe Synagoge. Sie liegt etwas versteckt in der alten Torahschule mit Blick auf die Wolga. Erst vor kurzem renoviert, ist es eines der wenigen Gebäude, das nach der Schlacht von Stalingrad noch übrig blieb. Jetzt beinhaltet es einen Gebetssaal, Büros, eine koschere Küche für die Zubereitung von Fleisch und mehrere Zimmer für Übernachtungsgäste.

Als ich vor zwei Jahren Freiwillige in Wolgograd war, hatte ich die Möglichkeit, jeden Freitag in der Synagoge zu arbeiten und die Gemeindemitglieder bei der Vorbereitung für das gemeinsame Schabbat-Essen zu unterstützen. Schließlich wird zu Beginn des Schabbats jede Hilfe gebraucht, um das Essen für die nächsten drei Mahlzeiten vorzukochen, da es den jüdisch-orthodoxen Gläubigen verboten ist, am Schabbat zu arbeiten.

An diesem Feiertag kommen nur die besten Speisen auf den Tisch. Und das bedeutet für mich, Kartoffeln und Eier zu schälen, rote Beete zu raspeln und Zwiebeln zu schneiden. Frauen der Gemeinde bereiten verschiedene Salate, Kompott, ein russisches Frucht-Teegetränk und andere saisonale Leckereien vor. Und Marianne kommt, um die Challah vorzubereiten. Die geflochtenen Weißbrote sind Teil der Zeremonie nach dem Gebet. Während der Vorbereitung werden zwei Tische gedeckt, einer für die Männer und einer für die Frauen.

Sobald die Sonne untergeht und sich zehn Männer versammelt haben, beginnt der Schabbat. Es werden Texte aus der Torah und dem Gebetsbuch vorgelesen, gesungen und leise gebetet. Die mir völlig fremde Sprache und der Gesang beeindrucken mich sehr.

Nach dem Gebet versammeln sich alle um den Tisch. Rabbi Salman singt den Kiddusch, segnet den Wein und das Brot. Danach wird allen Anwesenden Wein eingegossen, die Hände werden gewaschen und erst mit einem Stück Challah wird das Schweigen wieder gebrochen. Nach der Zeremonie darf dann geschlemmt werden. Gibt es Fisch- und Fleischgerichte, werden die Teller neu aufgestellt, denn zusammen darf beides nicht auf dem Tisch stehen.

So beginnt der Schabbat: Mit viel Lachen, Geschichten und Singen. Kein ruhiger Tag, sondern ein arbeitsloser, freudiger Tag, auf den ich mich immer gefreut habe. Schabbat Schalom!

Ronja Abhalter, Jahrgang 1994, leistete 2011/12 ihren Freiwilligendienst in der Ev.-Luth. Gemeinde Sarepta in Wolgograd.

Fragmente des religiösen Judentums in Prag

Das alte jüdische Viertel, die Josefstadt, ist wunderschön hergerichtet. Die vielen Synagogen und der alte jüdische Friedhof sind unbedingt einen Besuch wert. Hier spürt man die Gegenwart der alten Kultur und erfährt viel über die jüdischen Traditionen und die Geschichte des Judentums in Tschechien. Doch wie sieht das jüdische Leben heute in Prag aus?

Man darf es sich keinesfalls so vorstellen, dass die Zeiger der Zeit sich zurückdrehen und man sofort in eine vollkommen andere Kultur, eine andere Lebensweise und Denkart eintaucht, wenn man das jüdische Rathaus, den Angelpunkt der Jüdischen Gemeinde in Prag, betritt. Es hat den Anschein, dass die hochtechnischen Sicherheitstüren, die immer von mindestens zwei Security-Angestellten beaufsichtigt werden, keinen hineinlassen, der nicht dazu befugt ist. Ob nun befugt oder nicht, der moderne Zeitgeist macht natürlich auch vor diesen Türen nicht halt. Selbstverständlich sieht man dort Männer mit Schläfenlöckchen, langen Bärten, schwarzen Hüten und Kippah herumlaufen, und der Altersdurchschnitt ist sehr hoch. Doch wie in der Gesellschaft sind in der Gemeinde sowohl orthodoxe als auch säkulare Auffassungen vertreten.

Meine Freiwilligenarbeit in der Jüdischen Gemeinde Prags war mehr auf den sozialen Aspekt als auf den religiösen Diskurs ausgelegt. Ich besuchte ältere Gemeindemitglieder zu Hause, unterstützte die Mitarbeiter_innen in einem jüdischen Altersheim sowie einem jüdischen Café, lieferte Mittagessen an Gemeindemitglieder aus und dergleichen mehr. Viele Menschen, die ich bei dieser Arbeit kennenlernte und zu denen ich engeren Kontakt pflegte, waren zwar durch ihre Geburt jüdisch. Sie nahmen auch gerne einige Hilfeleistungen der Jüdischen Gemeinde an und hatten in ihrem Leben aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit grausame Dinge erlebt. Doch sie waren nach eigener Aussage nicht gläubig. Das, was diese Menschen mit der Jüdischen Gemeinde verband, war aus meiner Sicht betrachtet häufig nicht die gemeinsame Religion, sondern die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft.

So erlebte ich das Judentum in meiner Arbeit zwar als steten Begleiter, tauchte jedoch im Privaten nicht richtig in alte Tradition und Kultur der Religion ein. Doch dafür hatte ich die Spaziergänge durch die Josefstadt, die anmutet wie eine Welt aus vergangenen Zeiten.

Daniel Dober, Jahrgang 1995, leistete 2013/14 seinen Freiwilligendienst in der Jüdischen Gemeinde in Prag.

Gehen wohl zwei mitsammen, ohne einander begegnet zu sein?*

Klar ist, welche Antwort der Prophet erwartet. Die Antwort liegt buchstäblich auf der Hand und ist im Argumentationsverlauf der ganzen prophetischen Rede nichts anderes als ein Anschauungsbeispiel dafür, dass sich niemand dem Ruf Gottes entziehen kann. Wenn der Herr redet, wer sollte dann nicht Prophet werden?

Und was für den Schafzüchter aus Tekoa gilt, der von der Herde weg zum Propheten für Israel berufen wird, das kann und soll auch für andere Lebensbereiche gelten. Deshalb: Wer miteinander geht, kann gar nicht anders, als seinem Gegenüber nahezukommen.

Ich gebe zu, das klingt nicht eben spektakulär, eher wie eine Binsenweisheit. Wer miteinander geht, wird sich begegnen.

Aber wenn ich den hebräischen Worten nachgehe, dann ist dieses Begegnen mehr als ein zufälliges Zusammentreffen. Das Begegnen, von dem der Prophet redet, geht tiefer, reicht weiter. Er weiß: Auf dem gemeinsam gegangenen Weg wird man miteinander bekannt und wird sich – um die biblische Begrifflichkeit aufzunehmen – erkennen.

Das heißt auch: Wer so miteinander unterwegs ist, erkennt die Ängste des anderen. Sieht in die Abgründe, versteht Hoffnungen und kann Reaktionen nachvollziehen, die ohne den geteilten, den gemeinsamen Weg unverständlich, vielleicht sogar unsinnig erschienen.

Die Rheinische Landeskirche sprach 1982 von „Umkehr und Erneuerung“ im Verhältnis von Juden und Christen. Aktion Sühnezeichen Friedensdienste hat es sich zur Aufgabe und Pflicht gemacht, Versöhnung und Verständnis zu fördern. Manchmal scheint es mir, als seien diese Bemühungen – angesichts der jahrtausendealten „Vergegnungsgeschichte“ zwischen Juden und Christen – nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein. Und trotzdem machen mir diese Begegnungen Mut. Mehr noch: Sie sind ein Wunder.

Gemeinsame Wanderschaft kennt ganz unterschiedliche Phasen. Aufbruch und Hochgefühl weichen manchmal genervten Durststrecken. Und wenn irgendwann die Füße wehtun oder gar wundgelaufen sind, dann schwinden Geduld und Einfühlungsvermögen rapide. So haben wir in den vergangenen Jahren oft genug erlebt, wie begeisterter Enthusiasmus umgeschlagen ist in verbitterte Enttäuschung. Aber auch das Gegenteil ist geschehen. Zugeschlagene Türen haben sich wieder geöffnet. Verstehen, Erkenntnis ist gewachsen. Auf beiden Seiten.

Ich glaube, dass deshalb der Prophet Amos auch ganz bewusst vom „einander bekannt werden“ spricht. Er weiß wohl auch, dass das gemeinsame Gehen ein höchst gewagtes Unternehmen ist und davon lebt, sich auf sein jeweiliges Gegenüber einzustellen.

Mir hilft dabei ein Gedanke, den ich bei Richard Sennett in seiner Abhandlung über Kooperation gefunden habe. Er unterscheidet dort Sympathie und Empathie. Beide bringen – so sagt er – Anerkennung zum Ausdruck, und beide schaffen eine Verbindung zu einem Gegenüber.

Doch im einen Fall ist die Verbindung eine Umarmung, im anderen eine Begegnung. Sympathie überwindet Unterschiede durch eine in der Vorstellung vollzogene Identifikation. Empathie geht auf den anderen nach dessen Bedingungen ein.

Ich habe den Eindruck, dass der Prophet Amos uns mit seiner Frage den Weg zur Empathie gewiesen hat.

Denn nur wenn Menschen einander in einem aufmerksamen Wechsel von Nähe und Distanz begegnen, werden sie so mit einander bekannt werden, dass Unterschiede bleiben, Grenzen beachtet und Fremdheit gewahrt bleiben darf. In diesem Sinne ist auf Amos zu hören, der sagt: „Gehen wohl zwei mitsammen, ohne einander begegnet zu sein?“

(Amos 3, 3 – Die Schrift, verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig)

Gabi Wulz, Jahrgang 1959, Prälatin von Ulm, ist Mitglied des Vorstands von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Edzard Rohland

(geb. 1929)

„Erinnerungen, aus denen Funken sprühen“, das waren die Begegnungen mit Pfarrer i.R. Dr. Dr. h.c. Edzard Rohland.

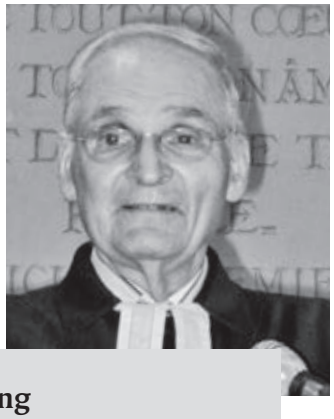
Am 31. August dieses Jahres ist Edzard Rohland gestorben. Wir werden ihn bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste schmerzlich vermissen, denn er war für uns ein wunderbarer Gesprächspartner und großzügiger Spender, dessen Wärme und wacher theologischer und politischer Verstand uns sehr fehlen werden. Edzard Rohland wurde am 29. Dezember 1929 in Bochum geboren. Er starb auf dem Weg zum sonntäglichen Gottesdienst, wurde „aus dem Sattel gehoben“, wie es in der Ansprache zu seiner Beerdigung hieß.

Das Studienziel Theologie war in der Familie Rohland ein ungewöhnliches. Daher wurde Edzard Rohland als junger Mensch zunächst in die Länder der Bibel und nach Nordafrika geschickt – gleichsam als Lackmustest, ob es ihm auch ernst sei mit diesem Lebensweg. Hochmotiviert kehrte er nach Deutschland zurück und promovierte bei dem Heidelberger Alttestamentler Gerhard von Rad. 2009 wurde ihm von der dortigen Universität die Ehrendoktorwürde verliehen. Sein beruflicher Lebensweg führte den Vater von fünf Kindern an viele Stationen, so auch als Pfarrer nach Bonn und als Superintendent nach Wuppertal-Elberfeld. Partnerschaften mit Gemeinden in Afrika – besonders in Tansania – lagen ihm besonders am Herzen. Gemeinsam mit seiner Frau Gisela reiste er regelmäßig in den Kongo, um dort an einer Schule zu unterrichten.

Auch Aktion Sühnezeichen Friedensdienste lag Edzard Rohland am Herzen. Sein Enkel Sebastian ist Freiwilliger bei uns gewesen. Wir Geschäftsführerinnen tauschten mit ihm, wie auch Christian Staffa vor uns, viel und intensiv Briefe aus und trafen uns mit ihm. Als Jutta Weduwen mir von ihm erzählte, sagte sie: „Es wird dir große Freude machen, mit ihm zu diskutieren“, und so war es dann auch. Er hörte ganz genau zu und fragte kritisch nach. Die Geschichte seiner eigenen Familie war in ihrer Verstrickung mit der NS-Zeit keine einfache und sein Wissen und sein Gespür für unsere Arbeit haben mich tief beeindruckt.

Es gibt „Erinnerungen, aus denen Funken sprühen“, so hat es Kurt Tucholsky einmal formuliert. Solche Erinnerungen werden die Begegnungen mit Edzard Rohland für uns bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste bleiben. Edzard Rohland hat bis zu seinem Tod regelmäßig gepredigt und daher werden wir in unserer neuesten Predigthilfe zum 27. Januar eine Predigt von ihm abdrucken. Wir lassen sie Euch und Ihnen gern zukommen, um auch auf diese Weise die Erinnerung an Edzard Rohland wachzuhalten.

Dagmar Pruin, Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



Schenkung

Um noch zu Lebzeiten sehen zu können, welche Veränderungen wir mit seinem Geld bewirken, unterstützte Edzard Rohland unsere Arbeit regelmäßig finanziell. 2011 veranlasste er eine Schenkung an Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, die nach seinem Tod wirksam wird. Diese nehmen wir mit großer Dankbarkeit an. Wir verstehen sie gleichermaßen als ermutigendes Zeichen und Bestätigung unserer Arbeit, wie auch als Auftrag für eine friedvolle Wirklichkeit.
Das Vererben für den guten Zweck ermöglicht es, Werte weiterzugeben und Bleibendes zu schaffen. Mehr Informationen dazu finden Sie in der Mitte dieses Heftes.
Die genannte Predigthilfe kann ab Mitte Dezember bestellt werden über www.asf-ev.de/predigthilfen oder telefonisch unter 030 / 28395-184.

Erfahrungen, Erwartungen, Begegnungen

Die einen sind im August von ihrem Friedensdienst zurückgekehrt und haben eine aufregende Zeit voller Begegnungen erlebt. Die anderen haben den Großteil ihrer zwölf Monate Freiwilligendienst noch vor sich und sind gespannt auf das, was sie erwartet. Zwei aktuelle und zwei ehemalige Freiwillige berichten, was sie bewegt.

Manche nennen mich mutig

Mit meinen 32 Jahren bin ich sicher nicht der Prototyp eines ASF-Freiwilligen. Ich habe nicht, wie so viele, direkt nach der Schule einen Freiwilligendienst gemacht. Die letzten Jahre habe ich bei einer Bank gearbeitet. Jetzt habe ich meine sichere Arbeitsstelle aufgegeben und sie gegen einen Freiwilligendienst in den USA getauscht. Ich wollte raus aus meiner Komfortzone, weg aus der Leistungsgesellschaft, etwas Soziales machen. Das war und ist mir wichtig. Manche nennen mich deshalb mutig. Ich selbst bin gerade aber einfach nur glücklich.

Ich lebe jetzt in Cincinnati und helfe Holocaustüberlebenden bei ihrem Alltag. Ich wurde liebevoll von meiner Chefin Gail empfangen. Bei ihr und ihrem Mann durfte ich während der ersten Tage sogar wohnen, bevor ich in mein Apartment nahe der Universität einziehen konnte. Diese Herzlichkeit, die mir hier in den USA von überall her entgegengebracht wird, begeistert mich jeden Tag aufs Neue. Auch die Überlebenden nehmen mich sehr warm auf. Während ich sie zum Arzt begleite, ihnen die Einkäufe nach Hause trage oder sie bei anderen Dingen unterstütze, findet sich immer genug Zeit, um ein wenig zu plaudern. Sie erzählen mir dabei auch von ihrem Leben und ihrer Zeit im Konzentrationslager. Das ist nicht immer einfach. Oft wollen sie wissen, warum ich, der 32-jährige Mann aus Deutschland, hier bin. Warum ich Freiwilliger geworden bin. Darüber sind sie genauso überrascht wie mein Umfeld in Deutschland. Nur, dass ich zu Hause nicht so oft gefragt werde, warum ich noch nicht verheiratet bin.

Michael Bardetti, Jahrgang 1982, lebt gerade in Cincinati und arbeitet dort mit jüdischen Senior_innen.

Herausforderungen

In den ersten Wochen hier in Israel ist so viel passiert, dass ich bereits einen ganzen Roman voller lustiger und aufregender Geschichten schreiben könnte. Dieses Land ist einfach faszinierend. Man muss sich damit beschäftigen, wenn man erst mal hier lebt. Als ich mich vor etwas länger als einem Jahr bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste beworben hatte, stand für mich Israel schon im Fokus. Tatsächlich wurde ich dann auch angenommen und freute mich so sehr darauf, hier zu leben und die Menschen kennen zu lernen. Erst im Laufe der Vorbereitungszeit wurde mir bewusst, dass das nicht nur ein Jahr voller Spaß und neuer Erfahrungen wird, nicht eine einzige große Reise. Es würde vielmehr eine Zeit werden, in der ich mich vielen Herausforderungen stellen muss. Kann ich die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen wirklich meistern? Würde ich mit der Sicherheitssituation in Israel zurechtkommen? Und wie ist das eigentlich, mit einer Mitfreiwilligen auf engem Raum zusammen zu wohnen, das erste Mal im Leben nicht mehr bei der Familie?

Zum Glück fühle ich mich bisher pudelwohl: Die Arbeit macht Spaß, die Menschen, mit denen ich arbeite, sind toll, und es kommt mir meistens gar nicht wie Arbeit vor, gemeinsam mit ihnen ihren Alltag zu gestalten. Na klar, ich bin mir bewusst, dass ich erst ein paar Wochen dabei bin und im Laufe des Jahres bestimmt auch mit schwierigen Situationen konfrontiert werde. Aber ich habe bereits viele nette Menschen kennen gelernt, die mir versichern: In solchen Situationen werden sie für mich da sein. Viel mehr kann ich mir für den Anfang doch nicht wünschen, oder?

Louise Przyborowski, Jahrgang 1996, ist mit ASF nach Nahariya in Israel gezogen, um dort mit Menschen mit Behinderungen und mit Überlebenden des Holocaust zu arbeiten.

Danke für unseren letzten Ausflug

Ich durfte in meinem Freiwilligendienst viele besondere Menschen kennen lernen. Eine von ihnen ist für mich ganz besonders. Mit dieser Patientin, die schon mehr Jahre bei Betania lebte, als sie selbst zählen konnte, hatte ich einen sehr engen und persönlichen Kontakt. Was habe ich nicht alles für Ausflüge und Aktionen mit ihr gemacht! Wir mochten uns wirklich sehr, und ich verbinde einige meiner schönsten Erinnerungen mit ihr. Im Frühjahr ging es ihr dann plötzlich immer schlechter. Ich habe viele Stunden an ihrer Bettkante verbracht. Ich legte ihr einfach meine Hand auf die Wange und versuchte, ihr die Angst vor dem Nichts, wie sie es nannte, zu nehmen. Minutenlang saßen wir so, dann öffnete sie die Augen und sagte: „Danke für unseren letzten Ausflug."

Danach schlief sie ein. Dieser letzte Satz von ihr hat mir bewusst gemacht, dass ich etwas bewirkt habe. Ich habe nicht umsonst im tiefsten Winter die Patientin im Rollstuhl durch kniehohen Schnee gezogen, habe nicht umsonst bei minus 25 Grad am Spielfeldrand eines Fußballspiels der Mannschaft „Alta IF" gestanden und Motivationslieder gesungen, habe nicht umsonst unzählige Male die Rentiere verflucht, die vor unserem Auto trabten und uns den Weg in den nächsten Ort versperrten. Nicht umsonst. Ich habe es für sie und unseren letzten Ausflug gemacht.

Patricia Werries, Jahrgang 1993, lebte als Freiwillige in Alta im Norden von Norwegen. Sie arbeitete dort mit psychiatrischen Langzeitpatient_innen.

Wie war's? Erzähl doch mal!

Ich bin wieder da, seit drei Monaten schon. Seitdem wird mir immer wieder die gleiche Frage gestellt: „Wie war er denn, dein Freiwilligendienst in Belgien?" Was soll ich darauf antworten? Das letzte Jahr war so viel mehr als nur ein Freiwilligendienst in Belgien. Das Gefühl, morgens im stillen Museum anzukommen. Die Wochenenden in der besten WG Antwerpens. Die Gesichter der Besucher_innen während einer Führung. Die Abende mit den richtigen Menschen. Vor allem auch: ein Jahr arbeiten in einer Gedenkstätte, einem Ort deutscher Verbrechen. Die Kazerne Dossin war zwischen 1942 und 1944 das „SS-Sammellager Mechelen". Hier wurden 25.836 jüdische Menschen, Sinti und Roma versammelt und nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Erstaunlich, dass ich einen derart vorbelasteten Ort so lieb gewinnen konnte. Vielleicht, weil sich genau an diesem Ort so viele dafür einsetzen, den Menschen, denen damals alles genommen wurde, ein Zeichen zu setzen.

Auch die Menschen, die mich umgeben haben, sind eine wichtige Facette des letzten Jahres. Der beste Freund, den ich in Antwerpen gefunden habe, ist älter als mein Vater. Die Kollegin, die am Anfang so streng erschien, hat sich als eine warme, liebevolle Frau herausgestellt. Mitfreiwillige zähle ich heute zu meinen Freunden. Über den Tellerrand blicken, den Einzelnen zu Wort kommen und sich überraschen lassen – genau so war er, der Freiwilligendienst in Belgien.

Laura Stöbener, Jahrgang 1992, hat in Mechelen (Belgien) in einem Dokumentationszentrum zum Holocaust gearbeitet.

Altes, neues Sarajevo

Jeden Morgen kommt der alte Mann zu uns auf den jüdischen Friedhof. Er schüttelt jedem die Hand und fragt, wie es geht, ob wir gut geschlafen hätten, ob der Sommer in Sarajevo auch nicht zu heiß sei. Dann sieht er, wie viel wir geschafft haben und lobt uns, als ob er es gar nicht fassen kann, dass wir auch wirklich arbeiten.

Es ist das erste Sommerlager von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Sarajevo und wir haben uns in diesen zwei August-Wochen vorgenommen, die Grabsteine vom Bewuchs zu befreien. Es ist ein Anfang, auch wenn wir nicht das Gefühl haben, dass es wirklich voran geht. Der Friedhof ist einfach zu groß, um den Erfolg auch zu sehen. Immerhin wird der Haufen, auf den wir alles werfen, langsam zu einem Berg.

Der alte Mann ist unser Ansprechpartner von der jüdischen Gemeinde. Er zeigt uns die Synagoge, die Gemeinde und macht uns mit den Menschen bekannt. Wenn uns etwas fehlt, organisiert er es. Seine Sorge und seine Herzlichkeit zeigen, dass ihm dieser Ort und die Gemeinde wichtig sind. Manchmal steht er da und schaut über den Friedhof hinweg auf die Stadt. Dann wirkt er grauhaarig weise, aber auch traurig. Er erzählt uns, dass seine beiden Töchter nach dem Jugoslawienkrieg nach Israel auswanderten. Gerade waren die Enkel zu Besuch. Immer wieder Abschied, er bleibt allein zurück.

Seine Geschichte verdeutlicht das Hauptproblem der jüdischen Gemeinde in Sarajevo: Sie schrumpft. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten hier 80.000 Juden, eine kleine jüdische Metropole, ein Ort der Kultur, des Lernens und Lebens. Der Friedhof zeugt von der einstigen Pracht. Doch die Verfolgungen und Deportationen überlebten nur 12.500 Juden. Im Bosnienkrieg 1992 bis 1995 verlief eine Front genau auf diesem Friedhof. Es wurde geschossen und gebombt, Minen wurden vergraben. Danach wanderten noch mehr aus.

Doch es gibt auch gute Nachrichten. In diesem Jahr kamen schon acht Gemeinde-Babies zur Welt. Ein Lichtblick, das Leben geht weiter.

Für uns ist der Friedhof nicht nur ein Ort der Arbeit, sondern auch der Schönheit und Entspannung. Wenn es 13 Uhr wird und das Thermometer 40 Grad anzeigt, versammeln wir uns im Schatten eines Baumes. 13 junge Menschen, eine bunte Truppe, Studierende aus Deutschland, Österreich, der Türkei, der Ukraine und Polen. Erschöpft, schwitzend, aber voller Vorfreude auf das Mittagessen. Ein kleines Highlight. Es ist ein Wettbewerb darüber ausgebrochen, welche Länder die besten Gerichte zubereiten können. Weit vorn liegt der türkische Bulgur-Salat mit Minze. Dazu der herrliche Blick über den Fluss auf die Stadt. Das Leben kann so schön sein.

Als wir uns dann dieses neue Sarajevo näher anschauen, sehen wir auch die Spuren des letzten Krieges. Einschusslöcher, Zerstörungen, aber auch Denkmäler und Ausstellungen. Das Thema liegt den Menschen auf der Seele. Wir treffen eine junge Frau, die uns als Übersetzerin hilft. Sie erzählt, wie sie als Schülerin die Belagerung Sarajevos erlebte, wie sie auf Schleichwegen zur Schule kroch, aus Angst vor den Scharfschützen. Sie ist nur ein paar Jahre älter als die meisten Teilnehmer_innen und könnte eine von uns sein. Dadurch fühlen wir uns ihr näher, und können greifen, was sie erzählt. Es hätte auch uns treffen können. Einige wollen alles wissen, suchen eine Logik, wollen Ordnung und so eine Erklärung schaffen.

Hoffentlich können wir nächstes Jahr wiederkommen. Weitermachen, wo wir aufgehört haben. Schauen, wie es dem alten Mann und der Gemeinde geht. Und noch mehr Facetten des neuen alten Sarajevos kennen lernen.

Trixi Jansen, Jahrgang 1983, Teamerin im Sommerlager in Sarajevo. Die Vielfalt der Religionen und die warme, offene sommerliche Stadt begeisterten sie. Ansonsten arbeitet sie als Sozialarbeiterin in Mannheim.

▶ Die Sommerlager in Sarajevo und St. Petersburg wurden ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Bayern.

Heute und damals in St. Petersburg

Einblicke in ein Sommerlager, das sich auf die Spuren der Blockade begab

Sie haben die Blockade, den Hunger, den Krieg überlebt. Und was machen sie? Sie sorgen sich, dass wir auch wirklich noch die schönen Seiten von St. Petersburg mitbekommen. Die Isaakskathedrale, das Schloss Peterhof, den Newski-Prospekt, eine der berühmtesten Straßen Russlands. Sie: ältere Damen zwischen 70 und 90 Jahre alt, die uns aus der Zeit der Blockade, aber auch aus dem Alltag im stalinistischen Russland berichten. Wir: Teilnehmende des Sommerlagers in St. Petersburg, zwischen 18 und 75 Jahre alt, aus Deutschland, Polen, Frankreich und der Türkei.

Für zwei Juliwochen begeben wir uns auf die Spuren der Blockade, jene 871 Tage von 1941 bis 1944, in denen die deutsche Armee das damalige Leningrad einkesselte und aushungerte. Über eine Millionen Stadtbewohner starben. Eine Dame berichtet, dass sie wunderschöne Bücher hatte voller handgemalter Zeichnungen. Mit jedem Winter mussten sie mehr und mehr von ihnen verbrennen, bis alle weg waren. Dann die Möbel, dann die Holzböden, bis nichts mehr da war. Eine andere berichtete, wie sie als Kind mit ihrer Mutter durch die Straßen der Stadt ging und aus dem Augenwinkel jemanden sah, der sie fotografierte. Die Mutter starb später, erschöpft. Sie aber überlebte und entdeckte Jahrzehnte später ein Foto in einem Bildband. Darauf zu sehen sind sie und ihre Mutter, Hand in Hand.

Wir besuchen das Blockademuseum, wo wir viele Informationen verarbeiten müssen. Wir gehen zum Ladogasee, an genau jene Stelle, an der die mühsam und gefährlich über das Wasser geschmuggelten Lebensmittel für die fast eingeschlossene Stadt ankamen. Manche mit Schiffen, beschossen von deutschen Flugzeugen, oder in winterlichen Nächten über das Eis gebracht, auch wenn die Eisdecke manchmal gar nicht dick genug war.

Doch erst auf dem Friedhof verstehen wir es wirklich. Können die Zahlen und Fakten, die Erzählungen und Erinnerungen verbinden mit einem Gefühl der Trauer, der Erschütterung. Thomas ist mit 18 Jahren jüngster Teilnehmer des Sommerlagers und sein ganzer Körper sackt immer weiter in sich zusammen, während er an den riesigen Feldern, Massengräbern, entlang läuft. Auf die Mitte zu. Dort steht die Mutter-Heimat-Statue. Eine riesige, in Bronze gehauene Frau, dazu ein Gedicht auf Russisch: „Hier liegen Leningrader. Hier liegen Bürger – Männer, Frauen und Kinder."

Nach der Renovierung: Zeit für ein Foto

Für die älteren Damen, deren Wohnungen wir renovieren, sind wir ein Ereignis. Eine holt ihr Akkordeon heraus und spielt für uns, während wir ihre Fenster lackieren. Ihr Leben, unsere Leben – wir reden über den Alltag, über die Arbeit oder die Geschichte, dazwischen immer wieder Lachen und Musik.

Unser Abschied wird groß gefeiert. Die Damen kommen noch einmal zusammen zu Essen, Gedichten und Musik. Wir zeigen einen Sketch. Doch wir dürfen erst gehen, als wir versichern, dass wir uns auf jeden Fall noch die schönen Seiten von Sankt Petersburg anschauen. Es war schließlich nicht alles schrecklich, sagen sie. Dann lassen sie uns ziehen. Wir aber tun, was sie sagen und finden, dass St. Petersburg wunderschön ist.

Pia-Lena Baisch, war 2011-12 als Freiwillige in St. Petersburg und betreute in der offenen Altenarbeit Opfer des Stalinismus. In diesem Sommer kehrte sie als Sommerlager-Teamerin zusammen mit Katrin Power nach St. Petersburg zurück.

ASF auf Erkundung – bitte nachmachen

Knapp 50 Jahre ist es her, dass ich zu meinem Freiwilligendienst ausgereist bin. Ich will es kaum glauben. Es folgte eine intensive Zeit im Verein, aber irgendwann brauchte ich einen Schnitt und nabelte mich ab. Nicht im Bösen, sondern voller Dankbarkeit für eine mein Leben entscheidend verändernde Weichenstellung. In den folgenden Jahrzehnten ignorierte ich daher auch Einladungen zu Veranstaltungen und weitere Post von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Schlagartig änderte sich dies vor etwa einem Jahr. Das Regionalreferat lud ein zu „ASF auf Erkundung". Eine ganze Palette von Zielen in Berlin und Umgebung war aufgelistet, eines spannender als das andere: von der Topographie des Terrors über eine historische Stadtführung mit dem ASF-Fahrradclub aus Norwegen bis zur Gedenkstätte Ravensbrück. Es gibt genug Orte zu besuchen, um die nächsten drei Jahre zu füllen.

Oskar Kunkel, ehrenamtlicher Senior, und Maritt Merfort, Regionalreferentin, koordinieren diese Exkursionen. Jede einzelne ein Highlight – bestätigt jeweils in Rückmeldungen seitens der etwa 20-30 Teilnehmer_innen. Der Freitagnachmittag als Termin und die zwei Stunden als Dauer haben sich bewährt. Nie musste bislang ein Termin wegen geringen Interesses abgesagt werden. Und manche inzwischen ruhende Verbindung zu ASF konnte wieder aufgefrischt und mit vielfältigen und interessanten Kontakten ergänzt werden.

Wir sind gerade dabei, „ASF auf Erkundung" auch in den Regionen zu platzieren. Oskar Kunkel spricht dazu bereits ASF-Freunde in ganz Deutschland an.

Wenn auch Sie Lust haben, „ASF auf Erkundung" in Ihrer Stadt oder Gemeinde zu haben, melden Sie sich gern bei:

1. Maritt Merfort, merfort@asf-ev.de
2. Oskar Kunkel Tel.: 030-28395-214 (nur donnerstags).

Itai Axel Böing, 69 Jahre, ist ehemaliger Gesamtschullehrer für Deutsch und Gesellschaftskunde. Er engagiert sich im interreligiösen Dialog.

Buchhinweis:

„Ich lasse mein Leben nicht von Auschwitz beherrschen"

Das Buch ist eine Hommage an Alfred Przybylski (1919-1994), herausgegeben von Helmut Morlok. Der Autor hatte 1986 mit Przybylski zusammen die von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste initiierte Internationale Jugendbegegnungsstätte (IJBS) in Oświęcim (Auschwitz) planerisch verantwortet und später auch konzeptionell mitgeprägt. Exemplarisch wird an Przybylski der Lebensweg eines jungen gebildeten Polen in den 1940er und 1950er Jahren nachgezeichnet: mit biografischen Notizen, Briefen an die Eltern, Zeitzeugengesprächen. Morlok identifiziert sich mit Przybylskis Grundgedanken – „Auschwitz verträgt keinen Dilettantismus" – und fordert Respekt und Authentizität im persönlichen Umgang, in der pädagogischen Arbeit wie auch im strukturellen Zusammenwirken der IJBS.

Im Buch wird die Geschichte des Vernichtungslagers Auschwitz skizziert, weil Przybylski dem Baubüro des Konzentrationslagers als technischer Zeichner angehörte. Schließlich wird die durch die politischen Verhältnisse äußerst wechselhafte Entstehungsgeschichte der IJBS lebendig. Lothar Kreyssig, der Gründer von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, hatte 1958 programmatisch formuliert: „Wir bitten um Frieden" – mitten in einer damals heillos zerstrittenen Welt. Morloks Buch, die Konzeption der IJBS und vor allem das Werk von Przybylski zeigen, dass Versöhnung in der Gegenwart gelingen kann.

Der Förderverein für die IJBS hat wesentlich zur Finanzierung dieses Buchprojekts beigetragen.

Helmut Morlok, „Ich lasse mein Leben nicht von Auschwitz beherrschen!" Aus dem Leben und Werk des Architekten Alfred Przybylski, Isny 2014, ISBN 978 83 64554 04 9, Preis:34,80 Euro

Christian Buchholz, Jahrgang 1943, ist Theologe und Mitglied im Stiftungsrat der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Auschwitz.

Wirtschaft trägt Verantwortung

Zehn junge Deutsche und zehn jüdische Berufstätige aus den USA verbringen eine gemeinsame Woche in Deutschland – eine Begegnung, unterstützt von der Allianz. Ein Beispiel für die Kooperation eines Unternehmens mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Wirtschaftsunternehmen orientieren sich in ihrem Handeln primär an Faktoren der Wirtschaftlichkeit. Gleichzeitig setzen viele Unternehmen mit Unterstützung von Nichtregierungsorganisationen deutliche Signale: Sie übernehmen soziale Verantwortung oder unterstützen regionale, kulturelle und ökologische Projekte. So auch die Allianz.

Bereits seit 2010 kooperiert das Finanzdienstleistungsunternehmen mit dem American Jewish Committee (AJC), Germany Close Up und nun auch mit ASF im Rahmen der Third Generation Initiative und ermöglicht einzigartige Begegnungen zwischen Deutschen und jüdischen Amerikaner_innen . Gleichzeitig unterstützt die Allianz die Arbeit von ASF in den USA mit Spenden für die dortige Freiwilligenarbeit.

Was aber bringt ein Unternehmen, dass sich erst in den späten 1990er Jahren seiner eigenen Geschichte in der NS-Zeit gestellt hat, eine Säule der NS-Wirtschaft und Versicherer für SS-Betriebe in Auschwitz war, heute dazu, den deutsch-jüdischen Dialog zu fördern? Ist der Versuch, als Plattform für einen zukunftsorientierten Dialog zu dienen, nicht nur ein Feigenblatt?

Das Risiko, ein solches Bestreben könnte als zynische PR-Aktivität eines Großunternehmens verstanden werden, war den Gründern sehr wohl bewusst, als die Third Generation Initiative ins Leben gerufen wurde. Dennoch hielten Wolfgang Ischinger, Generalbevollmächtigter für Regierungsbeziehungen der Allianz SE und ehemaliger deutscher Botschafter in Washington und London, und David Harris, Geschäftsführer des AJC, an ihrer einfachen und guten Idee fest, gegenseitiges Verständnis nach ihren Möglichkeiten zu fördern: Sie initiierten ein Begegnungsprogramm, an dem jedes Jahr zehn junge Mitarbeitende der Allianz aus Deutschland und zehn junge Berufstätige aus den USA, die über das AJC und Germany Close Up ausgewählt wurden, teilnehmen. Gemeinsam verbringen sie eine Woche in Deutschland. 2013 kamen erstmals auch ehemalige Freiwillige dazu. Neben der Förderung transatlantischer Beziehungen geht es der Allianz vor allem darum, ihren Mitarbeitenden Schlüsselqualifikationen wie soziale und interkulturelle Kompetenz zu vermitteln und Zugänge zur NS-Geschichte und ihren noch heute wirksamen Folgen zu ermöglichen.

Dennoch sind vor allem die vielen persönlichen Momente entscheidend. Junge Deutsche staunen in der Gedenkstätte Sachsenhausen gemeinsam mit Enkeln Überlebender der Schoa, dass an einem Ort, der ans Undenkbare erinnert, die Sonne noch scheint. Junge Amerikaner_innen jüdischen Glaubens übernehmen gemeinsam beim Schabbat-Essen weit von zu Hause mit neuen Freunden aus Deutschland auf einmal die Gastgeberrolle.

Gemeinsam – mehr als jedes andere Wort beschreibt es den Sinn der Third Generation Initiative. Denn über die Jahre eint die Teilnehmenden der Allianz, des AJC und von ASF eines: Sie wollen aus der Vergangenheit lernen, um die nächsten Kapitel deutsch-jüdischer Beziehungen gemeinsam zu schreiben. Zusammen packen sie im Sinne der jüdischen Tradition des Tikkun Olam – der Heilung der Welt – mit an. Das bedeutet natürlich auch weiterhin ein Risiko. Aber in einer Zeit, wo Spannungen noch da sind, wo Deutschland und deutsche Institutionen wegen der Vergangenheit zum Teil noch negativ angesehen werden, ist das Risiko des Nichts-Tuns doch viel größer.

Der Amerikaner Christopher Worthley, 46 Jahre, ist Geschäftsführer der Allianz Foundation for North America und Priester der anglikanischen Episkopalkirche.

Meine heilige Nacht in Paris

Die Freiwillige Nina Blume hatte befürchtete, dass Weihnachten in Paris, ganz ohne ihre Familie, einsam werden würde. Doch sie hatte nicht mit den Menschen in ihrem Projekt gerechnet.

Denke ich an Weihnachten, denke ich an den Weihnachtsbaum und an die vielen Versuche, ihn heil ins Wohnzimmer zu bekommen. Und an meinen Bruder, der sich vor dem Schmücken drückt. Ich rieche den Duft der Plätzchen, die ich mit Freund_innen gebacken habe, und höre den Klang der Weihnachtslieder, die ich zur Freude aller in voller Lautstärke durchs Haus schallen lasse. Nicht zu vergessen die Weihnachtsmärkte, die zwar immer überfüllt sind, aber dazugehören. Es ist einfach die schönste Zeit im Jahr.

In meinem Freiwilligenjahr würde zum ersten Mal alles anders werden. In Paris arbeitete ich als „Bénévole“, als Freiwillige bei der Organisation „Les Petits Frères des Pauvres“. Unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gegründet, wirkt sie der Verarmung und der sozialen Isolation älterer Menschen entgegen.

Paris ist wundervoll, vor allem im Winter, und ich genoss die Zeit mit den älteren Menschen und das Vertrauen, das sie mir schon nach so kurzer gemeinsamer Zeit entgegenbrachten. Und dennoch: Weihnachten in Paris zu verbringen, auf mich allein gestellt, ohne meine Familie – der Gedanke machte mich traurig.

Ich hatte mich als Freiwillige für die Weihnachtsfeier des Bürgermeisters im 20. Arrondissement einteilen lassen. Zu diesen Feiern kommen viele ältere Menschen, die ihren Heiligen Abend ansonsten allein verbringen müssten. Mit Weihnachtsmütze auf dem Kopf stand ich Punkt 19 Uhr in einem wunderschön geschmückten Saal im Rathaus. Um mich herum wuselten 20 weitere Bénévoles mit Mütze – unserem Erkennungszeichen – zwischen den Tischen umher, an denen sich rund 100 Gäste sammelten.

Jede_r Bénévole hatte einen Tisch, um den er oder sie sich kümmern musste. An meinem Tisch saßen zwei ältere Damen und ein älterer Herr. Es wurde über das Wetter (regnerisch), das Essen (fabelhaft) und über Gott und die Welt geredet. Schnell hatten wir vergessen, dass die älteren Menschen, aber in diesem Jahr auch ich, aus einem Grund hier waren: Wir wären an Weihnachten allein gewesen. Umso mehr genossen wir unser Zusammensein. Zwischen den zahlreichen Essensgängen tanzten wir, trällerten alte französische Chansons und ließen uns von den Zaubertricks eines Weihnachtsmannes begeistern. Das Spektakel ging bis spät in die Nacht. Am Ende war ich mindestens so müde wie unsere betagten Gäste.

Als ich gegen 2 Uhr in meine Wohnung kam, war ich unglaublich geschafft, aber auch sehr glücklich. Es war ein anderes Gefühl als bei den bisherigen Weihnachtsfesten – aber es war ja auch ein anderes Weihnachten. Ich hatte an diesem Tag nur ganz kurz mit meiner Familie geredet und kein einziges Geschenk geöffnet, aber das war mir bis jetzt gar nicht aufgefallen. Ich hatte so viel Freude daran gehabt, anderen Menschen ein schönes Weihnachten zu bescheren, dass mein Heimweh immer kleiner wurde und ich irgendwann gar nicht mehr daran gedacht habe. So war dieses Weihnachten zwar vielleicht nicht wie die Weihnachtsfeste mit meiner Familie, aber dennoch sehr vom Geist dessen geprägt, was Weihnachten wirklich sein sollte.

Vielleicht sogar mehr als sonst – eine wirkliche heilige Nacht.

Nina Blume, Jahrgang 1995, leistete ihren Freiwilligendienst in der Altenarbeit bei den „Petits Frères des Pauvres“ in Paris.

Termine

Weihnachtstreffen der ASF-Freund_innen
(der Ort wird bei Anmeldung mitgeteilt):

02.12.2014, 17.30 Uhr, Köln
Anmeldung erbeten an koeln-bonn@asf-ev.de

04.12.2014, 20.00 Uhr, München
Anmeldung erbeten an muenchen@asf-ev.de

04.12.2014, 20.00 Uhr, Berlin
Anmeldung erbeten an regionalreferat@asf-ev.de

08.12.2014, 18.00 Uhr, Münster
Anmeldung erbeten an muenster@asf-ev.de

10.12.2014, Tübingen
Anmeldung erbeten an tuebingen@asf-ev.de

10.12.2014, 16.30 Uhr, Freiburg
Anmeldung erbeten an baden@asf-ev.de

20.12.2014, Rostock
Anmeldung erbeten an ostsee@asf-ev.de

13. Februar 2015
Beteiligung von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste an der Anti-Nazi-Demo in Dresden, bei Interesse an mehr Informationen E-Mail an merfort@asf-ev.de schicken

24. Februar 2014, 18 Uhr
Jahresempfang in München, in der Synagoge auf dem Jakobsplatz

25. bis 27. April 2015
Jahresversammlung und Mitgliederversammlung in Potsdam, in der Oberlinschule, Rudolf-Breitscheid-Straße 24, 14482 Potsdam, www.asf-ev.de/Jahresversammlung

07. bis 10. Mai 2015
Gedenkstättenfahrt der Regionalgruppen nach Dachau, eingeladen sind alle ASF-Freunde, Anmeldungen bis zum 01.02.2015 an merfort@asf-ev.de

03. bis 07. Juni 2015
ASF auf dem Kirchentag in Stuttgart, www.asf-ev.de/kirchentag

Studienreisen nach Russland und Belarus 2015

Unsere Studienreisen nach Russland und Weißrussland sind eine erlebnisreiche Mischung aus Einblicken in die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse und Begegnungen mit Schriftsteller_innen, Politiker_innen, Bürgerrechtler_innen, Studierenden und unseren Freiwilligen. Dazu gehören Kontakte zu den jüdischen und christlichen Gemeinden.

Auch touristische Höhepunkte in den besuchten Städten und Landschaften kommen nicht zu kurz. Wir erkunden Kirchen, Synagogen, Museen und Gedenkstätten in Begleitung deutschsprachiger Fachleute.

Unsere durch 20 Jahre ASF-Arbeit geknüpften freundschaftlichen Verbindungen gestatten uns einen Einblick in das Leben und das Engagement für eine gerechtere Gesellschaft vor Ort.

▶ Nächste Termine:
Russland: von Sa, 11. April bis Sa, 18. April 2015,
Anmeldung bitte bis 15.01.2015, Preis: 1600;
Belarus: von Di, 19. Mai bis So, 31. Mai 2015,
Anmeldungen bitte bis 10.03.2015, Preis: 980 Euro.

▶ Mehr Informationen: www.asf-ev.de/studienreisen sowie bei Werner Falk, Tel.: 030- 28395-214 (Dienstag) oder falk@asf-ev.de

Sprachkurse in Jerusalem 2015

Im Jahr 2015 können wir in unserer Internationalen Begegnungsstätte Beit Ben Yehuda-Haus Pax folgende Angebote im Rahmen des Kultur- und Bildungsprogramms machen:

Jiddische Sprache und Literatur vom 15. bis 27.02.2015
Der Sprachkurs wird für Anfänger, Mittelstufe und Fortgeschrittene angeboten. In das Programm integriert sind außerdem verschiedene Workshops, Vorträge, Konzerte, eine Stadtführung durch Jerusalem und andere Veranstaltungen.

Ulpan (Modern-Hebräisch) vom 22.06.-17.07.2015
In den Intensivkursen erlernen die Teilnehmenden die Grundlagen der hebräischen Sprache. Am Ende des Kurses beherrschen die Sprachschüler_innen das Wesentliche der Grammatik und können in hebräischen Buchstaben schreiben und lesen sowie mit Menschen im Alltag in Israel kommunizieren. Stadtbesichtigungen, ein Besuch in Yad Vashem und im Israel Museum, eine Tour durch die Altstadt, ein Schabbat-Gottesdienst, Bekanntschaft mit der israelischen Küche, Vorträge über Israel, Judentum und jüdische Geschichte sind Teil des Programms.

▶ Preise und weitere Informationen unter www.asf-ev.de/studienreisen oder www.beit-ben-yehuda.org

Ich möchte Gutes tun!

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Und unterstütze die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ich werde Mitglied!

☐ Ich möchte Aktion Sühnezeichen Friedensdienste meine Stimme geben und Mitglied werden.
(Mitgliedsbeitrag: 70 Euro, ermäßigt: 35 Euro).

Bitte senden Sie mir einen Mitgliedsantrag zu:

Name: .....

Adresse: .....

Den Mitgliedsantrag gibt es auch auf www.asf-ev.de/mitglieder

Ich spende!

☐ Bitte ziehen Sie ab dem ..... (Datum) von meinem Konto ..... Euro
☐ einmalig ☐ monatlich ☐ vierteljährlich ☐ halbjährlich ☐ jährlich ein.

Dazu ermächtige ich ASF, die oben genannte Spende von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von ASF auf mein Konto gezogene Lastschrift einzulösen.

Name: .....

Vorname: .....

IBAN/Kontonummer: .....

BIC/Bankleitzahl: .....

E-Mail: (auch für Einladungen und weitere Informationen) .....

Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

.....
Ort, Datum und Unterschrift der/des Kontoinhaber_in

Bitte senden an: Aktion Sühnzeichen Friedensdienste e.V., Auguststraße 80, 10117 Berlin.
Oder faxen an: (030) 28395-135

✂ .....

Klare Worte

Häufig sieht man sie erst auf den zweiten Blick an Ampeln, Straßenlaternen und Regenrinnen: Neonazi-Aufkleber. Diese Neonazi-Propaganda müssen Sie nicht akzeptieren. Positionieren Sie sich in der Öffentlichkeit gegen Rechtsextremismus, Rechtspopulismus und rechte Gewalt mit dem signalroten Aufkleber. Er zeigt Ihre Botschaft zum Beispiel auf dem Rad oder Auto, auf Taschenkalendern, Laptops oder in Schaukästen.

Stück Aufkleber: 1 Euro pro Stück, ab zehn Stück je 0,50 Euro, ab 50 Stück je 0,25 Euro.

▸ Wie bekomme ich das zeichen?

Mitglieder, Projektpartner, Multiplikator_innen, für ASF kollektierende Gemeinden, ehemalige Mitarbeiter_innen und Ehrenamtliche erhalten das zeichen als Dankeschön, zum Weitergeben, zur Information, um neue Leser_innen zu werben ....
Ehemalige Freiwillige erhalten das zeichen in den ersten fünf Jahren nach dem Friedensdienst. Und ansonsten liegt das zeichen ab einer Spende von 10 Euro jährlich an Aktion Sühnezeichen Friedensdienste immer aktuell bei Ihnen und Euch im Briefkasten.

DZI Spenden-Siegel

Das Spenden-Siegel des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI) bescheinigt den verantwortungsvollen Umgang mit den anvertrauten Mitteln. Als Zeichen für Vertrauen trägt Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. seit 2001 das DZI Spenden-Siegel.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

ASF e.V.

IBAN

DE68 1002 0500 0003 1137 00

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BFSWDE33BER

SPENDEN-ORGANISATION

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Betrag: Euro, Cent

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max 27 Stellen)

Zi14B03

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE

06

Datum

Unterschrift(en)

SPENDE

Beleg / Quittung für den/die AuftraggeberIn

IBAN KontoinhaberIn

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 /
BIC BFSWDE33BER

Wir sind wegen Förderung gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27/659/51675 vom 20. Nov. 2014 für die Jahre 2011 bis 2013 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass der Betrag nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Zuwendungsbestätigung

Bis 200 Euro gilt dieser Beleg mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung. Bei Beträgen über 200 Euro schickt Ihnen ASF am Beginn des Folgejahres automatischeine Zuwendungsbestätigung zu.

Name AuftraggeberIn / Quittungsstempel

Ihre Hilfe kommt an!

Wir verwenden Ihre und Eure Spenden und Kollekten für ...

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

... den Einsatz gegen heutige Formen von Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten.

... Begegnungen über Grenzen hinweg.

... den Ausbau von internationalen Freiwilligendiensten als Möglichkeit interkultureller Bildung und Verständigung.

... den langen Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden, der über die Veränderung der einzelnen Menschen und der Gesellschaft führt.

▶ **Spendenkonto:**
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00
BIC: BFSWDE33BER
Konto: 31 137 00 | BLZ: 100 205 00
Bank für Sozialwirtschaft

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

www.asf-ev.de

www.facebook.com/asf.de